

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 31. Juli 1932.

Eine Partie zu viert.

Von M. Jotai.

Ich war damals ein Kind von etwa sechs oder sieben Jahren, als mich meine Eltern eines Abends zu einem sogenannten *Bidnig* mitnahmen. Einige Familien hatten dieses Fest veranstaltet, vor allem zu Ehren des Offizierskorps, das in unserem Städtchen eine bedeutende Rolle spielte.

Wir mit meine Eltern erklärten, sollte sich mir dort Gelegenheit zum Tanzen bieten. Doch ich freute mich darüber nicht. Schon nach kurzer Zeit entfernte ich mich von der Gruppe der Kinder und schlich mich in ein Zimmer, wo etliche Herren Karten spielten.

Es waren ihrer vier, durchweg Offiziere. Einer darunter fiel mir besonders auf, ein kräftiger, gut gebauter Major mit einem freundlichen, sehr sympathischen Gesicht. Ich konnte nicht sagen, warum, aber im stillen wünschte ich immer, er möchte gewinnen. Ich stand auch fortwährend hinter ihm, denn ich bildete mir ein, er müßte Glück haben, wenn ich seine Karten anschauten. Das Spiel war aber so kompliziert, daß ich absolut nichts von ihm begriff. Alle vier hatten die Hände voll Karten, und bei jedem Austrumpfen sagten und notierten sie etwas, ja manchmal stritten sie sogar. Wenn aber der Major gewonnen hatte, erkannte ich dies daran, daß er ein Pied zu summen begann, dessen Refrain die festlichen Worte waren: „*Fidelim lillam, fidelim!*“

Allmählich machte mich dies alles so müde und schläfrig, daß ich kaum noch auf den Füßen stand. Ich zog mich also in eine Ecke zurück, wo auf einem Sofa viel Mantel ausgebreitet lagen; dort hockte ich mich nieder, aber fast unerschrocken, wachzubleiben, damit mir nichts von dem interessanten Spiel entginge. Doch der Schlaf übermannte mich und ich rutschte zu Boden, einige Mantel mitreißend, die mich fast vollkommen bedeckten.

Plötzlich aber wurde ich wach durch eine ebenso starke wie energiegeliche Stimme. Ich hob unter den Mänteln meinen Kopf und sah, daß an dem Tischchen, wo die vier Offiziere saßen, das Spiel ausgebrochen hatte; einer der Herren, ein dunkelhaariger kleiner Leutnant, war aufgestanden und schrie gestikulierend, er fordere Genugtuung. Jener aber, den er anstarrte, war der mir so sympathische Major. Die Aufregung des Leutnants schien ihn nachgerade zu beunruhigen: Völlig schaute er zu seinem Gegenüber und summte sich vergnügt: „*Fidelim lillam!*“

Da ich unter den Mänteln ganz begraben war, wurde ich unwillkürlich zum Zeugen von allem, was nun kommen sollte. Zwei Offiziere sperrten die Türen zu und schoben die Einrichtungsgegenstände an die Wand; inzwischen entledigten sich die Gegner ihrer Röcke, stülpten die Hemdärmel auf und jeder ergriff einen Säbel.

Einige Augenblicke war es dann ruhig; die beiden Duellanten standen einander gegenüber und trauten nur mit ausgestrecktem Arm die Klängen. Als erster von ihnen ging der Leutnant los. Der Major lächelte noch immer und parierte spielend jeden Hieb seines Gegners, wobei er fortwährend „*Fidelim lillam, fidelim!*“ summte. Ohne Zweifel hätte er den Leutnant schon an die zehnmal verwunden können; es war aber klar, daß er mit ihm nur scherzen wollte. Da plötzlich: „*Fidelim lillam!*“ — der Major hatte dem Leutnant mit einer derartigen Wucht die Waffe aus der Hand geschlagen, daß der Säbel im weiten Bogen auf den Schant fiel.

Jetzt schritten die zwei anderen Offiziere ein und erklärten, der Kampf sei zu Ende; sie fragten dann die Gegner, ob sie zufrieden seien, was diese bejahten. Zuletzt reichten sich beide die Hand.

Die Sekundanten öffneten nun die Türen, und nachdem sie beiden empfohlen hatten, sich nach Hause zu begeben, gingen sie in den Tanzsaal, wo der Zwischenfall überhaupt ganz unbemerkt geblieben war. Erst durch die beiden Sekundanten verbreitete sich die Nachricht von dem so glücklich abgelaufenen Zweikampf.

Nach der Szene, die ich da gesehen, hatte ich selbstredend keine Lust mehr zum Schlafen; ich wartete aber noch, bis sich die beiden Offiziere entfernt hatten.

Der junge Leutnant war als erster fertig; er grüßte den Major freundlich, wünschte ihm gute Nacht und ging zur Tür hinaus, die in den Hof führte. Der Major knöpfte inzwischen noch seinen Rock zu und summte fortwährend: „*Fidelim lillam, fidelim!*“

Da öffnete sich plötzlich die andere Tür. Und das, was jetzt geschah, sieht heute noch so lebendig vor meinem geistigen Auge, daß ich in der Lage wäre, selbst die geringfügigste Einzelheit zu beschreiben.

Zur Tür blickte ein blonder, glattrasierter Mann herein, der im rechten Auge ein Monokel hatte; es war dies ebenfalls ein Offizier, doch seine Aufschläge waren andersfarbig als jene des Majors. In seinen Augen bemerkte ich ein höchst seltsames Blicke; seine Lippen waren fest aufeinandergepreßt, als hätte er den Atem an. Der Major stand mit dem Rücken gegen die Tür, das Gesicht zu mir gewendet. In diesem Augenblick zog der hereingetretene Offizier seinen Säbel, und mit den Worten: „So, das ist fürs Portepes!“ rief er dem Major die Waffe in den Rücken. Und dann sah ich, wie der Mörder den blutigen Säbel wieder herauszog, die Klinge mit einem Rehllederhandschuh abwischte, den Handschuh in die Ecke warf und durch die Tür, die in den Hof führte, eilrig verschwand.

Was weiter geschah, konnte ich nicht sagen. Mein Kopf begann zu dröhnen, meine Pulse jagten, und ich verfiel in eine schwere Nervenkrisis. Zwei Wochen lang lag ich im Fieber und meiner Sinne nicht mächtig.

Als ich bereits auf dem Wege der Genesung war, erschienen eines Tages mehrere Offiziere an meinem Bett und ließen sich alles berichten. Ich erzählte ihnen, was ich gesehen, doch an die Worte des Mörders konnte ich mich absolut nicht erinnern. Wie ich merkte, waren die Herren äußerst erstaunt.

Einige Tage später zog mir meine Mutter mein schönstes Gewand an und sagte, ich möge bei dem, was jetzt folgen werde, keine Angst haben, sondern klug sein und der Wahrheit gemäß erzählen.

Man führte mich zu einer militärischen Gerichtsverhandlung.

Ich mußte nochmals alles wiederholen, und dann fragte man mich, ob ich unter verschiedenen Männern auch jenen erkennen würde, der den Major getötet habe. Obwohl erschrocken, antwortete ich mit einem entschiedenen Ja.

Zuerst wurde mir der Leutnant vorgeführt, der sich mit dem Major duelliert hatte. Man stellte nun an mich die Frage, ob dieser es gewesen sei.

Ich antwortete nein. Dieser habe zwar mit dem Major gekämpft, doch ihm nichts Böses getan. Später hätten sich die beiden sogar verlobt und einander die Hand gereicht. Den Augen des Leutnants entquollen Tränen. Er trat an mich heran, küßte mich und sagte: „Gott segne dich, mein Kind.“ Dann wurde er aus dem Saal geführt.

Kurz darauf stellte man mich vor etwa zwanzig Offiziere und fragte, ob sich vielleicht unter diesen der Mörder befände.

Fast einer Ohnmacht nahe, aber trotzdem bei klarem Bewußtsein, begann ich zu schauen: Unter den drei ersten, die am rechten Flügel standen, erblckte ich sofort den Mörder. Im Auge hatte er diesmal zwar kein Monokel, aber es konnte für mich nicht zweifelhaft sein: Er war es. Da begann ich zu weinen und bat, man möge mich hinausführen, ich hätte Angst vor einem dieser Männer.

Nun wurde ich gefragt, vor welchem.

Zitternd wies ich auf den Mörder. „Vor diesem da!“

Mich schüttelte es wie im Fieber.

Ich blickte ihn an. Sein Gesicht verriet nicht die geringste Erregung. Ganz ruhig gab er zur Antwort, der Aussage eines so kleinen Kindes könne man doch keine Bedeutung zumessen, hier um so weniger, als ich ja selbst erklärt hatte, damals gerade aus dem Schlaf erwacht zu sein. Als er so sprach und zuletzt fragte: „Was für einen Grund hätte ich denn gehabt, den Major zu töten?“, da kam es plötzlich über mich wie eine Erleuchtung. Hochrot im Gesicht reichte ich mich in die Höhe und rief:

Sie haben damals gesagt: „So, das ist fürs Portepes!“

Die Wirkung meiner Worte war unbeschreiblich. Der Vorsitzende, ein Oberst, schaute mich mit weit aufgerissenen Augen an, der Beisitzende aber wurde kreiselnd. Unfähig, auch nur eine Silbe zu sagen, bewegte er tonlos die Lippen, dann führte man mich nach Hause.

Bald erfuhr ich die Aufklärung der ganzen Angelegenheit. Der ermordete Major, ein gewisser Graf Montelli, hatte seinerzeit mit dem Mörder, dem Oberleutnant Terszky, eine uneheliche Affäre gehabt. Sie ereignete sich während einer Tanzunterhaltung bei einer Aristokratin unseres Ortes. Der Major hatte sich damals den Spaß erlaubt, von dem

Säbel des Oberleutnants das Portepes herunterzunehmen und es durch ein Seidenband einer Dame zu ersetzen. Er dachte wohl, der Scherz würde rechtzeitig bemerkt werden und nichts anderes als eben nur Heiterkeit auslösen. Fatalerweise nahm aber die Sache eine böse Wendung: Der Oberleutnant, ganz in Gedanken, bemerkte nicht den harmlosen Akt und ging nach Hause mit dem Seidenband am Säbel. Erst geraume Zeit später, auf der Kaserne, wurde er das ganze gewahr. Wütend vor Zorn ließ er unverzüglich den Major zum Duell fordern; aber der Zweikampf wurde nicht ausgetragen, weil der Regimentskommandant sich ins Mittel legte. Terszky mußte sich zuletzt mit einer Abbitte begnügen. Doch sein Rachedurst gab ihm keine Ruhe. Und an jenem Abend, als er von dem Duell des Majors hörte, eilte er instinktmäßig, wie von einem Dämon getrieben, in das Kartenzimmer. Terszky und der Major waren hier ganz allein. In seinem blinden Haß durchbohrte nun Terszky den Major mit dem Säbel. Natürlich aber lenkte sich der Verdacht nicht auf ihn, sondern auf den kleinen Leutnant, der sich kurz vorher mit dem Major geschlagen hatte. Der Leutnant wurde also verhaftet und wegen Mordanschlags angeklagt. Erst das mir unbekannte Wort „Portepes“, das mir im letzten Augenblick eingefallen war, rettete ihn und führte Terszky auf die Anklagebank. Wie ich später hörte, wurde er zu zwanzig Jahren schweren Ketters verurteilt.

Als ich nun eines Tages aus der Schule ging, sah ich, wie mir Terszky in Arrestantenkluft und in Ketten unter Bewachung entgegenkam. Raum hatte er mich erblickt, schrie er auf:

Wegen dir, du elender Wicht, muß ich jetzt zwanzig Jahre in Ketten schmachten! Aber warte; bis ich wieder herauskomme, will ich dich schon finden! ...

Der ihn begleitende Soldat ließ ihn nicht weiterreden, während ich, zu Tode erschrocken, nach Hause lief. Wie ein Alp lastete auf mir diese furchtbare Drohung: Nach zwanzig Jahren! Und lange konnte ich mich von dem Gedanken nicht loslagern, dieser Mensch würde mich ebenso ermorden, wie er es damals mit dem Major getan.

Aber nicht nur zwanzig, sondern schon dreißig Jahre sind leiblich vergangen. Die Sorge, man könnte mich vielleicht überfallen und ermorden, ist inzwischen wirklich gering geworden.

Vor einigen Tagen erschien bei mir ein alter, zermürbter Mann. Er bat um Verzeihung, daß er mich störe, doch habe er gehört, ich hätte zahlreiche Beziehungen zu Leuten, die vielleicht eine Kanzleikraft brauchten. Er würde mit einem bescheidenen Gehalt zufrieden sein und sich tadellos führen; denn wegen einer Tat, die er in der Jugend begangen, habe er zwanzig Jahre im Kerker gesessen. Und das sei eine harte Schule.

Ich fragte ihn nach dem Namen:

„Rudolf Terszky, ehemals Oberleutnant.“

(Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen.)

Die Welt der Frau.

Wenn man nicht verreisen kann...

Wie man zu Haus den Sommer ausnützt. — „Umstellung“ und „Reiz“, die Hauptursachen der Sommererholung. — Ein hygienisch guter Ertrag für die Sommerfrische.

Die große Wirtschaftsnot unserer Tage macht es vielen unmöglich, einen Erholungsort oder eine Kurstätte im Sommer aufzusuchen. Aber auch diese können den Sommer zur Kräftigung ihrer Gesundheit benutzen, wenn sie die warmen Sonnentage richtig zu verwenden verstehen. Der hauptsächlichste Wert der sogenannten Sommerfrischen liegt in der „Umstellung“ des Körpers, die durch Orts- und Luftveränderung hervorgerufen wird. Sonst wäre die Wirkung des Sommeraufenthaltes auf dem Lande, im Gebirge oder an der See nicht gut zu erklären. Der Körper wird durch die anders gearteten Einflüsse der Umgebung „gereizt“, und diese Reizung übt auf den Stoffwechsel einen wohlthätigen Einfluß aus. Sie läßt sich aber nicht nur in der Ferne erwerben, sondern auch in der Nähe. Jeder wird schon die Erfahrung gemacht haben, daß er sich wohler fühlt, wenn er auf eine bestimmte Entfernung seine Wanderung ausdehnt. Sowie man auch in der Nähe der Stadt auf ein freies Feld oder in einen Wald kommt, sind sofort die Wirkungen des Ausfluges ganz beträchtlich. Die Luft ist frischer, wenigstens der Körper empfindet sie so, weil sie nämlich „anders“ ist. Sie übt auf den Körper einen Reiz aus, und die Umstellung, die zu einem erhöhten Stoffwechsel führt, ist vorhanden. Nun ist es natürlich sehr gut, wenn diese Umstellung oder dieser Reiz recht lange dauern. Bei Ausflügen, die man von seinem Haus aus unternimmt, haben die Reize meist nur eine Zeitdauer von mehreren Stunden. Es ist aber andererseits völlig verfehlt anzunehmen, daß darum der Reiz nicht in seiner vollen Wirksamkeit den Körper beeinflusst. Es kommen nämlich nicht Tage und Wochen in Betracht, sondern die Hauptfrage ist der Reiz selbst. Schon in wenigen Stunden führt der Körper eine sehr wohlthätige Wirkung, eine Umstellung, die die sachgemäße Gesundheitspflege ist. Daß die lange Dauer des Reizes nicht die Hauptfrage ist, hat jeder an sich schon selbst erfahren, ohne daß er die Ursache gemerkt hat. Jeder weiß, daß man sich richtig und erheblich nur in der allerersten Zeit des Sommeraufenthaltes erholt. Später wird diese Erholung nur geträgt und vertieft. In der ersten Zeit wird nämlich die Umstellung und der Reiz wirksam. Später, wenn der Körper schon an die Veränderung der Verhältnisse gewöhnt ist, bleibt nur noch die Ruhe und die gute Luft übrig. Daraus geht hervor, wie man sich zu Hause erholen muß. Man muß möglichst das Luftgebiet der Stadt verlassen. Ein Aufenthalt in einem Stadtgarten oder Stadtpark ist gewiß recht erfreulich, denn er bringt Luft und Sonne, aber besser ist es, wenn man eine Wanderung unter-

nimmt, die aus dem Häusermeer der Stadt hinausführt, dann tut die Entfernung nicht viel. Wichtig ist allein, daß man das Luftgebiet des Häusermeeres verlassen hat. Erhöht wird die Wirkung der Umstellung in der neuen Luft noch durch die gesundheitliche Wirkung des Marsches, der alle Organe zu erhöhter Tätigkeit anregt, den Blutumlauf verbessert und den Stoffwechsel beschleunigt. Wenn man täglich zwei bis drei Stunden sich außerhalb des Luftgebietes des Häusermeeres aufhält, dann wird man die angenehme Wirkung auf den Gesundheitszustand verspüren und einen im hygienischen Sinne fast vollwertigen Ertrag für die Sommerfrische haben. In diesem Sinne ist die Wanderung besser als Sportbetätigung, die natürlich auch ihre Vorzüge hat und in den Ferien neben der Wanderung geübt werden kann und soll. Sie erfolgt aber meist innerhalb des Stadtgebietes, wo die Reize einer neuen Umwelt ausbleiben. Voraussetzung einer wahren Erholung ist natürlich eine richtige Lebensweise, die den großen Anforderungen der Luft und der Sonne gerecht wird. Luft und Sonne strapazieren den Körper, denn wenn sie einen heilenden und kräftigenden Einfluß haben, dann müssen sie auch den Körper anstrengen. Jedes Bad stärkt ebenso sehr, wie es schwächt. Es stärkt auf die Dauer und schwächt im Augenblick der Benutzung. Darum kehrt man die Bäder, die man im Sommer im Fluß oder See nimmt, nicht so lange aus. Ein Bad in Gottes freier Natur ist ein kräftiger Reiz, der die gesamte Haut des Körpers aufs günstigste wandelt. Aber der Reiz darf natürlich nicht übertrieben werden. Nur dann treibt man richtige Körperpflege und fördert den Aufbau aller Organe in gleichmäßiger Art. Trinken und Essen nur mit Maß! Man verbürgert nicht, wenn man in der Hitze etwas weniger isst, und man schädigt nur den Körper, wenn man zuviel trinkt. Wasser, Tee, ja, ein Glas Bier, werden stets beförmlich sein. Aber man setze sich nicht hin und beginne eine große Kneiperei, wenn auch die Hochstimmung, in die der Mensch durch die Umstellung versetzt wird und gerade einen Lust- und Sonnentausch bewirkt, dazu verleitet.

Dr. P. S.

Wie sorgt man sich um die Kinder?

Von Lisa Mathias.

Frauen haben nicht, wie Männer, Gelegenheit, beim täglichen Rasieren ihre klugen Gedanken in Ruhe auszusprechen.

Frauen können das — wenn es ihnen sehr gut geht und sie morgens nicht allzu früh weggürzen müssen — höchstens in der Badewanne tun oder im Gespräch mit einer Freundin am Telefon.

Wann er aber wachte, für Reflexionen tieferer Art, am meisten das Bett.

Großmutter zum Beispiel, die so gut mit ihrer Tochter Elli und mit dem Enkelkindern lebt — Großmutter denkt manchmal nach, bevor sie einschlüpft.

„Komische Welt ist das heute. Elli ist doch eine so moderne Frau, und trotzdem keine schlechte Mutter, und kümmern tut sie sich auch genug um Ralph und Stefan, und angezogen sind die Kinder auch immer tadellos — lieber spart Elli sich was ab und geht den ganzen Winter in demselben schwarzen Kleid —, aber doch sie die Kinder morgens vor der Schule nicht beaufsichtigt! Daß sie nicht zuseht, wie die Kinder morgens frühstücken, sondern das alles dem Fräulein überläßt! — Ich verstehe das nicht! Zu meiner Zeit war das anders. Keinen Morgen habe ich vergehen lassen, ohne den Kindern selbst das Frühstück hinzustellen — und dabei hielten wir zwei Mädchen! Ach so, Hausgehilfinnen heißt das heute... und immer habe ich darauf geachtet, daß der Kaffee auch recht schön heiß war und die Brötchen gut gebacken. Ohne Brötchen ging mir kein Kind aus dem Haus! Und dann habe ich ihnen geholfen, die Mappen zu packen, und habe mitgesehen, wenn der Federhalter nicht zu finden war — und wenn die Kinder fort waren, habe ich mich angesehen. Elli steht doch auch nicht spät auf, na vielleicht wird das anders, wenn sie jetzt in die kleinere Wohnung zieht und das Fräulein nur noch nachmittags kommt.“

Und beruhigt schläft Großmutter ein.

Vorher hatte Elli mit ihrer Dulcendefreundin ein langes Telefongespräch gehabt, und niemand konnte bei den beiden Frauen Anschlag bekommen, Elli hatte aber auch soviel über die neue kleine Wohnung zu erzählen, und wie sie die nun einrichtete würde, und daß sie den ganzen Tag beschäftigt war, zu Hause „auszumisten“.

Du kannst dir gar nicht denken, Gertie, was ich alles entbehren kann. Meine halbe Wirtschaft habe ich verkauft und verschenkt. Nur die brauchbaren Sachen nehme ich mit, und die beiden Jungen lasse ich nun doch zusammenschlafen. Das Fräulein kommt nur noch nachmittags. Morgens besorgt Marie die Kinder. Sie sind ja groß genug. Die Schulmappen werden immer gleich nach den Schularbeiten gepackt, und anziehen können die Jungen sich längst allein. Mutter wird ja außer sich sein... Sie ist nämlich, als Georg und ich zur Schule gingen, jeden Morgen vor sieben aufgestanden und hat dafür gesorgt, daß wir pünktlich wegkamen. Vater kam erst später auf.

Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie das war! Damals hatte Mutter noch eine Friseurin. Die kam aber erst um neun Uhr. Mutter sah also immer bei uns in unfrisiertem Zustand. Entweder mit unangenehm lockenden Haaren auf dem Kopf, oder die Zotten hingen ihr ins Gesicht. Wie im Leben werde ich den Anblick los. Und dann gähnte sie auch so furchtbar — und sie hatte immer Vaters Schlafrock an, weil der wärmer war als ihrer — aber er war ihr viel zu lang und schleifte am Boden und war zu eng über der Brust — graulich sah sie aus. Und dann mußten wir immer langsam den heißen Kaffee trinken und uns dabei hinsetzen, „sonst geht alles in die Beine“, sagte Mutter. Und wir mußten mindestens eine halbe Semmel runterwürgen, „sonst werdet ihr ja ganz schwach“ — dabei hatten wir solche Eile und wären lieber eine Viertelstunde später aufgestanden.

Rein, Gertie, — das tu ich meinen Kindern nicht an — sie sollen ruhig den Kaffee im Stehen trinken und erst um neun Uhr ihr Frühstück essen, in der Pause — ich ziehe mich lieber in Ruhe an und esse sie später, wenn ich aus dem Laboratorium zu Tisch nach Hause komme.“

„Fräulein, haben Sie...“

Privatgespräch mit einer alten Verkäuferin.

Von Eva Leidmann.

„Selbstverständlich haben wir alles was verlangt wird, auch wenn wir es nicht haben sollten. Sonst wäre man eine schlechte Verkäuferin.“

Fräulein N., ein Fräulein Anfang der Vierzig (sie sieht jünger aus), einfach und gut angezogen, mit dem lebenswürdigen, stets zu Ihren Diensten, bereiten Gesicht der Geschäftsfrau, steht seit dreißig Jahren in ihrem Beruf und hat in diesem Haus als Lehrmädchen angefangen. Fräulein N. ist erste Verkäuferin eines gutbürgerlichen Modehauses.

Dem Gang und den Beinen sieht man an, daß sie „pflastermüde“ sind. Dreißig Jahre Verkäuferin. Dreißig Jahre lang auf Kommando den Mund zu einem freundlichen Lächeln bringen, das Privatleben streichen, sobald Kundschaft im Anzug ist. Zum Teil schafft man's mit Routine. Dreißig Jahre nach dem Motto leben: „Die Kundschaft hat immer Recht!“ — könnte eine Art Heldenleben sein. — Fräulein N. ist zum Glück nicht sentimental.

Ein Menschenleben lang Kleider an- und ausziehen, lebenswürdige und hysterische Kundinnen ohne Unterschied gleich freundlich und aufmerksam bedienen — so hatte sich Fräulein N. als sie noch Lehrmädchen war, die Zukunft nicht vorgestellt. Es ist fast alles anders geworden, als es sich das kleine Lehrmädchen gedacht hat. — Im Krieg fielen Bräutigam und Vater. Die Inflation schufte das kleine Vermögen auf, das für „später“ gespart worden war. — Dann stand auch die Mutter. Heiraten — gewiß bot sich Gelegenheit; aber Fräulein N. hätte dann doch weiter arbeiten müssen, sie ist an Selbstständigkeit gewöhnt und außerdem ist sie nach Gefühlsmaßstäben müde und froh, wenn sie allein ist.

Mit der Stammskundschaft ist Fräulein N. zum Teil befreundet. Von Kundinnen, die heute bei ihr kaufen, hat sie schon die Großmutter bedient.

Sie hat auch mit ihrer Kundschaft Krieg, Inflation, Verarmung mitgemacht, hat die „Neureichen“ bedient, — das war ein tolles Leben —, aber von ihnen sind nicht viel übrig geblieben. Und jetzt sitzen sie auf dem Pulverfaß. Viele, auch von den Alten, sind schon entlassen.

„Eben habe ich ein Theaterbillet von einer Kundin geschenkt bekommen. Ich mach' mir nicht viel aus Theater. So gut wie bei uns wird doch nirgends gespielt. In einem Modehaus ist genug Komödie und die Kundschaft hat gute Schauspieler. Abgesehen, wir Verkäuferinnen spielen auch nicht schlecht.“ Eine gute Verkäuferin muß die psychologischen Kenntnisse eines Frauenarztes haben — und etwas von der gewählten Begabung suggestiver Kartenlegerinnen. — Glauben Sie mir, hier im Modeschon lernt man Menschen kennen. Es ergeben sich natürliche Intimitäten dadurch, daß sich die Kundschaft aus- und anzieht. Was im Anprobieren gesagt wird, gilt nicht mehr, wenn sich die Türe hinter der Kundin geschlossen hat. Nicht nur Ärzte haben ihr Berufsgeheimnis.

Verkaufen ist schwer. Aber das Richtige verkaufen ist Kunst. Würde man jeder Frau das verkaufen, was sie gern und absolut haben möchte, hätte man keine Stammskundschaft. Das kostet Nerven, einer dicken Dame, die an einem Mannequin oder im Schaufenster ein feinstes Kleid gesehen hat und davon begeistert ist, ein schwarzes, dezentes zu verkaufen, ohne ihr den Grund zu sagen, weshalb sie das feinstes nicht nehmen darf. „Dienst am Kunden“ im höheren Sinn.

Aber der Schrecken jeder Verkäuferin sind die „Klaffen“, wie wir diese Damen im Konfektionsjargon nennen. Was eine Klaffe ist?

Klaffe: „Fräulein, zeigen Sie mir das Kleid im Fenster.“ — Rein, das ist es nicht. Ich kann ja mal was anderes probieren. Grün, braun, rot und gelb sehen mir besonders gut, nein, Sie haben nicht das Richtige. Haben Sie sonst

Sommerkleider.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



Links: Nachmittagskleid aus mattgelber, braunemusterter Crepe-Seide mit reicher Blüsegarnierung. Rechts: Kinderkleid aus weißer Seide mit handgemalten blauen Blüten.

nichts? (zwanzig Kleider sind schon probiert). Ja, Fräulein, dann komme ich ein andermal wieder... — „Unterufen!“ — Ton und Benehmen der Kundin sind aufreißend. Man weiß genau, sie läuft nicht; aber das nützt nichts. Man muß freundlich bleiben, besonders freundlich sogar; denn die Klaffe beschwert sich über „impertinente“ Behandlung. Sie läßt sich den Abteilungsleiter kommen oder schreibt einen Brief: „... sehr gern in Ihrem Hause gekauft. Das Personal scheint aber kein Interesse zu haben...“

Die Kundschaft hat immer Recht. „Rein, leicht ist unser Beruf nicht, wenn man ihn ernst nimmt. Aber ich habe mir nie einen anderen gewünscht. Ich würde mich schrecklich langweilen ohne das bunte Durcheinander. Immer ist etwas los, immer gibts Aufregungen und die erhalten jung. Freilich braucht man Jahre für die Übung, zu rechter Zeit das „Gefühl“ abzustellen. — Am liebsten bediene ich Frauen, die sich freuen können, und berufstätige Frauen. Da hat Verkauf einen anderen Sinn.“

Es ist ein interessanter Beruf. Wenn Menschen vor großen Spiegeln stehen und sich betrachten, probieren sie mehr an und ziehen sie mehr aus, — als Kleider.

Können Frauen schweigen?

Der französische Senat, der sich erst kürzlich durch die Ablehnung des Frauenstimmrechts recht ungalant gezeigt hat, erwies sich auch darin als Frauenfeind, daß er in einer weiteren Entschließung den Frauen, die als Anwältinnen zugelassen sind, das Recht absperrte, das Amt des Notars zu bekleiden. Als Hauptgrund dafür gab der Gegner, der dem Gesetz zu Fall brachte, Senator Duplantier, an, daß „juristischen Berufe die größte Verschwiegenheit erfordern und Frauen ihrer ganzen Veranlagung nach nicht imstande sind, ein Geheimnis zu bewahren.“ Diese Behauptung hat natürlich die Entrüstung der Weiblichkeit hervorgerufen, und ein bekannter Anwalt, die Gattin des sehr angesehenen Advokaten Maître Campinchi, erklärte: „Ich begreife nicht, wo Männer so etwas im Ernst behaupten können, da ich das viele kenne, die viel schwächer und indisziplinierter als die Frauen sind.“ Derselbe Verdacht ist ja auch in England und bei uns gegen die Juristinnen erhoben worden, die als Richter oder Anwältinnen tätig sind. Aber in der ganzen Zeit in der Frauen solche verantwortungsvollen Posten bekleiden ist niemals ein Fall bekannt geworden, in dem eine Frau das Berufsgeheimnis nicht bewahrt hätte. Das Gleiche gilt ja auch von den Ärztinnen. Wir haben niemals gehört, daß eine Ärztin die Geheimnisse, die ihr von ihren Patienten anvertraut wurden, weniger streng bewahrt hätte, als ein Mann. Auch sonst nehmen Frauen im öffentlichen Leben verantwortungsvolle Posten ein, die ihnen Stillschweigen über gewisse Vorgänge auferlegen. Man man ihnen eine Verletzung ihrer Pflichten vorwerfen? Man muß wohl bei Behandlung dieser Frage zwischen Berufsgeheimnissen und privaten Geheimnissen unterscheiden. Daß das weibliche Geschlecht eine beweglichere Zunge hat als das männliche, ist ja durch die Jahrtausende hin immer wieder behauptet worden, und daran mag etwas Wahres sein. Der „Klaffe“ bei dem die Verhältnisse des lieben Nächsten durchgesprochen werden, ist nun einmal besonders in weiblichen Zusammenkünften zuhause. Man wird es dem Manne lassen müssen, daß seine Interessen jachlicher sind. Wenn Herren sich unterhalten, dann bilden die Gegenstände des Gesprächs in der Regel Politik, Sport, Dinge der Wissenschaft und der Kunst usw. Man interessiert sich weniger für die persönlichen Angelegenheiten, während gerade das Persönliche ein Hauptgesprächsthema der Damenwelt ist. Daß dabei Dinge, die besser verschwiegen würden, behandelt werden, ist nicht abzuwehren. Aber die Frau hat in den seltensten Fällen das Gefühl, daß sie damit ein Geheimnis verrät. Sie hat den Wunsch, für eine Angelegenheit, die sie beschäftigt, „von der Leben heranzugreifen“, und sie teilt einer Vertrauten die neueste Neuigkeit „im Vertrauen“ mit, natürlich unter dem Siegel strenger Verschwiegenheit. Diese aber nimmt dieses Versprechen nicht so genau; sie ist erfüllt von der Sensation, die sie erfahren hat, und gibt sie an eine andere „Vertraute“ weiter, so daß sie bald wie ein Lauffeuer herumgeht. Dieser Drang, sich von einem Geheimnis zu befreien, ist beim männlichen Geschlecht nicht so stark vorhanden. Aber auch Männer sind ja Plaudertaschen, und auch von ihnen wird der Klaffe gepflegt. Im Falle des Berufsgeheimnisses wird aber das weibliche Geschlecht ebenso gewissenhaft sein wie das männliche. Das haben die Erfahrungen der letzten Jahre gezeigt.

Kühle Getränke für heiße Tage.

Es ist ein verbreiteter Irrtum, daß an heißen Tagen nur durch eiskalte Getränke Erfrischung zu erreichen ist. Dagegen kann man sogar feststellen, daß eine Tasse heißer Kaffee — so paradox es scheinen mag — die Hitze im Körper besser nieder schlägt als beispielsweise eine Flasche Brause, die durch den kohlensäurehaltigen Gehalt nur die Transpiration befördert. Das Ideale aber für heiße Tage sind nicht kalte, sondern kühle Getränke, die auch dem Magen weit zuträglich sind als eiskalt gekühlte Speisen und Getränke. Kühle Tee, wenig gesüßt, kühler Kaffee, kühle Milch wirken tatsächlich erfrischend. Milch kann durch die Zugabe von Früchten (Erdbeeren, Bananen), die darin zerdrückt werden, wonach man das Ganze durchsiebt, viele Veränderungen erfahren. Auch Koffein-Milch (1/2 Liter Koffein auf 1 Liter Milch), unter Zusatz von Zucker und etwas Vanille, ist ein erfrischendes Getränk.

Der Jugendfreund.

Wie Bob zählen lernte

Eines Morgens kam Bob, unser Kater, kläglich miauend zu uns, gerade als wir Kinder frühstücken wollten. Wir sahen, daß eins seiner Augen schrecklich rot aussah und daß er qualvoll und ängstlich das Lid bewegte. Als ich es Vater erzählte, sagte er:

„In solchem Fall träufelt man großes Wasser etwas Vorrat ins Auge; vielleicht hilft das bei Bob auch.“ Vorrat und Tropfengießwerk waren bald zur Stelle, es kostete viel Mühe, Herrn Bob zu bewegen, er möge sich



Es schien, als hätte Bob begonnen, auf das Schlagwerk der Uhr zu achten.

der Behandlung unterziehen. Er, der sonst die Sanftmut in Person war, lauchte und trachte gehörig! Erst als Mutter hinzukam und wir die Rollen so verteilten: ich die Notizen, Mutter den Kopf festhalten und das kranke Auge aufmachen, Vater einträufeln — erst da glückte es.

„Ich empfehle mich für die nächste Behandlung,“ seufzte Vater, den es viel Zeit gekostet hatte.

„Dazu wird sich Bob bestimmt nicht mehr bequemen“, sagte Mutter. „Ich glaube, er schläft schon, sobald er uns nur mit dem Flächchen kommen sieht.“

Wie groß war daher unser Erstaunen, als Bob am andern Morgen, sobald Vater am Frühstückstisch saß, behende

auf ihn zulief, ihm auf die Knie sprang und den Kopf an seine Brust legte in der am vorigen Tag mit so viel Mühe erlangten Haltung!

„hm,“ sagte Vater. „Hat dir's so gut gefallen? Dann müßten wir die Gelegenheit rasch benutzen.“

Wie ein Hase holte ich Flasche und Tropfengießwerk. Bob sperrte wahrhaftig selber das kranke Auge auf und blinzelte nach Ablauf der Behandlung zufrieden mit dem gesunden. (Aber das kann ich mir auch eingebildet haben!).

Von diesem Tage an sprang Bob an jedem Morgen auf Vaters Schoß und legte den Kopf gegen die Brust, auch noch lange, nachdem das Auge schon ganz geheilt war. Da sagte Vater:

„Rein, alter Freund, hab dich nicht so! Dir fehlt ja nichts mehr!“

Aber Bob schien es als eine Art Liebesjüngling seines Herrn zu empfinden, denn er früher nicht mehr Beachtung geschenkt hatte als allen anderen Hausgenossen, der jedoch nach Bobs offenkundiger Überzeugung jetzt das Anrecht auf einen besonderen Beweis der Zuneigung hatte!

Die Zuneigung — und nun kommt das Schöne und fast Wunderbare an der Geschichte — äußerte sich augenscheinlich wie folgt:

An gewöhnlichen Tagen der Woche war Vater stets von neun Uhr morgens bis gegen Abend abwesend. Erst nach 6 Uhr kehrte er heim. Seit jener Augengeschichte schien es nun, als ob Bob auf das Schlagwerk der Uhr zu achten begonnen hätte. Schlag eine Uhr im Zimmer, wo er sich gerade aufhielt, so hielt er lauschend den Kopf schräg. Schlag zwei, und wir haben ihn wiederholt auf die Probe gestellt, indem wir die Zeiger verstellten, um Uhren zu des liebiger Zeit sechs schlagen zu lassen! So wurde Bob unruhig; rasch lief er zur Zimmertür und miaute dort so lange, bis jemand sie ihm öffnete. Mit Sprüngen lief er sodann zur Haustür und nahm dort auf dem Fußboden seinen Platz ein. So blieb er sitzen, bis er den Schlüssel rascheln hörte — als Zeichen, daß Vater kam. Dieser mußte dann beim Eintreten immer vorsichtig sein, um nicht über den vor Freude ihn umspringenden Kater zu fallen!

Würde es manchmal sehr spät, ehe Vater kommen konnte, — Bob blieb auf seinem Schlag sechs bezogenen Posten und verließ ihn nicht, mochte Mutter auch noch so oft mit dem Messer an seine Fleischstücke schlagen, — ein Geräusch, das ihn zu anderer Tageszeit aus dem allerfernsten Winkel des Hauses zum Vorstehen locken konnte!

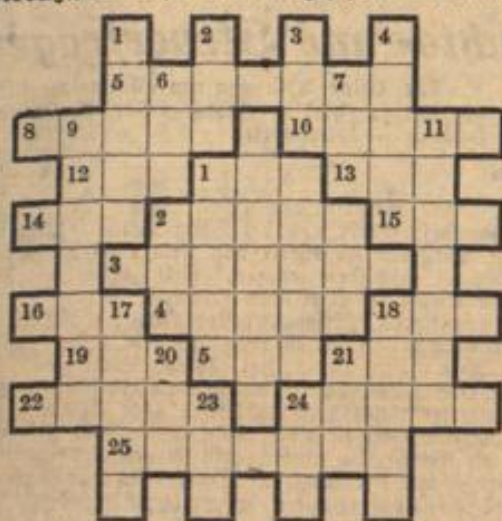


Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Kreuzworträtsel mit magischem Diamant.

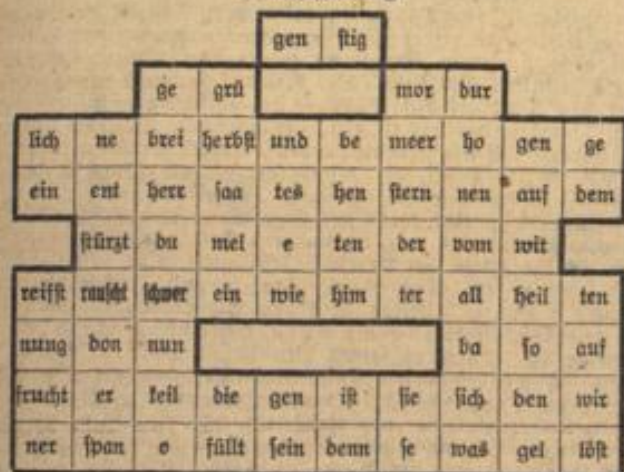


Senkrecht: 1. kleine Erzählung, 2. Herrschertitel, 3. Leucht-
Koff, 4. seitlicher Mundteil, 6. ameril. Schriftsteller, 7. portug.
Festung auf Vorderindien, 9. Künstlerwerkstatt, 11. Zahntechni-
ker, 17. Teil des Skeletts, 18. Wählrecht, 20. grammatisches
Kittel, 21. Kiehlwasser, 23. Papstname, 24. Teil des Auges.

Waagrecht: 5. Bezüge von Fürsten, 8. Berg in Galiläa,
10. ägyptisches Instrument, 12. Getränk, 13. Abschiedsgruß, 14.
nord. Göttin, 15. Nebenfluß des Rheins, 16. englische Anrede,
18. frühere russische Agrarform, 19. Schwur, 21. Krotz, 22.
Entwurf, 24. Zahlenspiel, 25. Ansprache.

Der magische Diamant: 1. niederer Volk, 2. Felle,
3. Anstellung, 4. Gleichwort für gewöhnlich, 5. Fluß in Afrika.

Rätselsprung.



Magisches Quadrat.

Die Buchstaben:

a, e, g, g, h, i, i, o, o, o, o, p, s, s, t, t
sind in die Figur so einzutragen, daß die
waagerechten und senkrechten Reihen gleich-
lautende Wörter enthalten: 1. Staatsan-
walt, 2. Staat in USA, 3. Errungenschaft,
4. römisches Gewand.

Silben-Rätsel.

Aus folgenden 53 Silben sind 20 Wörter
zu bilden, deren Anfangs- und Endbuch-
staben von oben nach unten gelesen ein
Zitat ergeben.

a — au — be — berg — blem — da
— de — der — e — eis — em — em
— en — ge — gen — haus — he —
hi — i — i — ja — kob — kra — lat
— li — li — man — me — ment —
mü — ne — ne — nis — nor — ran
— ri — rich — rin — ris — sa — sa
— so — sor — ta — ta — tan — te
— te — ter — ti — um — un — ze

Die Wörter bedeuten:

1. Stadt in Persien, 2. Gewürz, 3. Stadt
am Niederrhein, 4. geometrischer Aus-
druck, 5. europäischer Staat, 6. Nahrungs-
mittel, 7. Baum, 8. englisches Parlament,
9. heilige Handlung, 10. Flachland, 11.
männlicher Vorname, 12. Schicksalsgöttin,
13. Teil des Auges, 14. Gemüseart, 15.
Eine der Gesellschaftsinseln, 16. Bewußt-
seinsstörung, 17. Symbol, Verzierung, 18.
Stadt im preussischen Regierungsbezirk
Frankfurt, 19. chinesischer Beamter, 20.
Nahrungsmittel.

D. Hamlet!



Fällt Ihnen in diesem Bildchen nicht ein Wort Shakespeares ein?

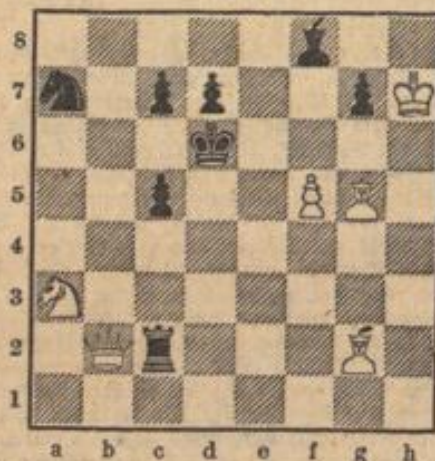
Auflösungen aus voriger Nummer.

Silben-Kreuzwort-Rätsel: Waagrecht: 1. Konak,
3. Herrschaft, 5. Braten, 7. Bafe, 8. Kadel, 10. Remes, 12. Duo,
13. Laute, 15. Waje, 16. Adam, 17. Salat, 18. Turin, 20. Tenor,
22. Albe, 23. Pille, 25. Nero, 27. Wolga, 28. Vido, 30. Stein-
lohle, 31. Gefährte. Senkrecht: 1. Robena, 2. Kobra, 3. Herle,
4. Radio, 6. Tenne, 7. Bafis, 9. Delta, 11. Meter, 12. Duf,
14. Stearin, 15. Rutake, 18. Luba, 19. Bafi, 21. Rorne, 22.
Allenstein, 23. Viga, 24. Eli, 26. Rogate, 27. Welle, 29. Dage.
— Rätselsprung: Nebelweber. Der Nebelweber webt im Wald
ein weiges Gewand für sein Gemahl, die steht wie eine Birke schmal
in einem grauen Felsenpalt. Im Winde schauert leis und bebt
ihre dämmergrüne Fledermaus. Sie läßt ihr Ritteln ihm als Raub.
Der Nebelweber webt und webt. Christian Morgenstern. — Der
Anzertrennliche: Schatten. — Silben-Rätsel: 1. Kjekurung,
2. Kente, 3. Bafel, 4. Erna, 5. Jakob, 6. Zuberfulose, 7. Herder,
8. Killos, 9. Tjingtau, 10. Birne, 11. Jitis, 12. Tannus, 13.
Togore, 14. Hundlauf, 15. Elker, 16. Barichau, 17. Uleisch,
18. Koridit. „Arbeit hat bittere Wurzel, aber süße Frucht.“ — Eine
Reminiszenz: „Rag — bleib bei mir! Geh nicht von mir, Rag!“

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 62. S. Kamstra.

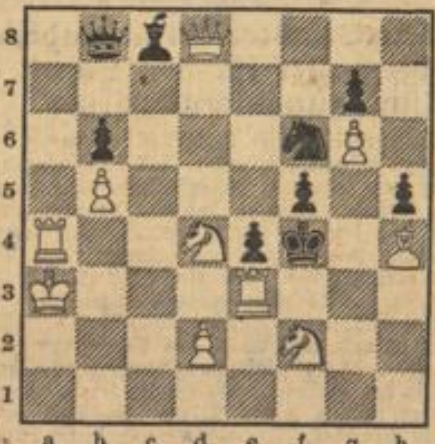
1. Preis der Holländischen Bundeszeitung
1899.



Weiß: Kh7, Db2, Lg2, g5, Sa3, Bf5.
Schwarz: Kd6, Tc2, Lf8, Sa7, Bc5, c7, d7, g7.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 63. F. Healy.

1. Preis „Chess Monthly“
1887.



Weiß: Ka3, Dd8, Ta4, e3, Lh4, Sd4, f2, Bb5, d2, g6.
Schwarz: Kf4, Db8, Lc8, Sf6, Bb6, e4, f5, g7, h5.
Matt in 2 Zügen.

Unter den vielen Eröffnungsweisen des Schachspiels
fällt vor allen Dingen die „Anderssen-Eröffnung“ mit
1. a2—a3 in die Augen. Damit hat es seine besondere
Bewandnis. Anderssen spielte diese Eröffnung zuerst in
seinem Wettkampf mit Morphy. Nach mehreren Nieder-
lagen, die er erlitten, hatte er, der große Angreifer, das
Gefühl, daß er Morphy gegenüber in der Verteidigung
besser abschneide und er wählte als Anziehender den
gänzlich indifferenten Eröffnungszug a2—a3, um nach 1. ...
e7—e5 mit 2. c2—c4 fortzufahren und so die ihm bis ins
kleinste bekannte sizilianische Verteidigung gegen seinen
starken Gegner in Anwendung bringen zu können. Daß
Anderssen selbst diesen nach ihm benannten Eröffnungszug
jemals empfohlen habe, davon finden wir nichts. Die
Eröffnungen der Partie 1. c2—c4 mit 1. e2—e3 und
1. Sg1—f3 haben alle drei dieselbe Absicht, sie wollen die
durch 1. e2—e4 sich ergebende Öffnung der Stellung nach
zwei Seiten hin vermeiden, und so entsteht im Gegensatz
zu e2—e4 die Tendenz einer „geschlossenen Partie“, wie
man das gern nennt; die drei Eröffnungsweisen gehören
sämtlich der Neuzeit an. 1. c2—c4 ist zum erstenmal
öffentlich auf dem internationalen Turnier zu London 1851
erprobt worden; 20 von den gespielten 85 Partien begannen
mit 1. c2—c4, die Eröffnung hatte dadurch den Namen
„Englische Partie“ erhalten, auch sizilianisch im Anzuge
zu neuerdings „Bremer Partie“ genannt, da es die dortigen
Meister sind, die sie mit Vorliebe spielen (Carls). 1. e2—e3
wird, ob mit Recht oder Unrecht, dem sonst wenig be-
kannten Holländer van't Krays, einem Gegner Anderssens
auf dessen Schachreisen nach Holland, zugeschrieben und
1. Sg1—f3 hat man dem deutschen Schachmeister Zukertort,
dem Gegner Anderssens und Steinitzens zu Ehren benannt.
In den letzten Jahren hatte nun Réti es unternommen nach
der Eröffnung mit dem Königsspringer der Partie ein
anderes Gesicht zu geben (mit 2. c2—c4 und evtl. Doppel-
flanchetto) und diese Eröffnungsstrategie in ein neues
System zu bringen, das man treffend als „Réti's-System“
bezeichnen kann.

Partie Nr. 33. Gespielt in Breslau 1912.

Weiß: Lawitzky, Schwarz: Marshall.

1. d4—e6, 2. e4—d5, 3. Sc3—c5, 4. Sf3—Sc6, 5. exd5—
exd6, 6. Le2—Sf6, 7. 0-0—Le7, 8. Lg5 (dxc5, Lxc5,
9. Lg5 gewann ein Tempo), 8. ... 0-0, 9. dxc5—Le6,
10. Sd4—Lxc5, 11. Sxc6—fxe6, 12. Lg4—Dd6!, 13. Lh3—
Tae8, 14. Dd2—Lb4, 15. Lxf6—Txf6, 16. Td1—Dc5!
17. De2 (das bedroht d5, aber Schwarz hat weiter gerechnet).
17. ... Lxc3, 18. hxc3—Dxc3, 19. Txd5—Sd4!, 20. Dh5
—Te8, 21. Te5. (Richtiger war sofort Te5.) 21. ... Th6!,
22. Dg5—Txb3, 23. Te5—Dg3! Ein problemartiger Ent-
scheidungszug. Wegen des drohenden Se2+ nebst matt
darf kein Bauer Dg3 nehmen! Weiß gab auf.

Lösungen: Nr. 51. 1. Da8. Nr. 52. 1. Dg2. Angegeben
von Hans Bernhöft, Emil Blum, Felix Bott, Ingenieur
Schmitt, Ludw. Nickel, Franz Hoffmann, Karl Kahl,
H. F. Temm, Ed. Körper, H. Mertes, H. Emmerling.

Lüftlign Ltd.



Kunst.

„Wo bin ich?“
„Joo, halt im Ballon, damischer Teif!“

Im Jahre 1932.

„Herrlich war es gestern im Konzert!“ berichtet Frau
Kahner ihrem Gatten.

„Was hat es denn gegeben?“
„Etwas wundervolles: ein Moratorium von Haydn!“
(Gerold.)

Ohne Deckung.

„Als ich ihm einen Scheck andot, warf er mit dem Brief-
schreiber nach mir!“

„Wieso? War denn keine Deckung vorhanden?“
„Doch — ich bin hinter den Ofen gesprungen!“
(Gerold.)

Ein seiner Galt.

Richter: „Sie sagten zu dem Kellner, Sie wollten Geld
holen, um die Rechnung zu bezahlen. Warum lehrten Sie denn
nicht in das Restaurant zurück?“
„Ich wurde gefragt, als ich mit das Geld beschaffen
wollte.“



W. weh!

„Na, Hänschen, was treibst Du denn da?“
„Ich habe Post gespielt, Mutti, es war fein! Ich habe
eine ganze Menge Briefe auf der Straße verteilt.“
„Woher hattest Du denn die Briefe?“
„Ich habe sie in Deiner Schuflade gefunden.“

Sein Element.

„Joachim, nenne mir die Elemente!“
„Feuer, Wasser, Erde, Luft und Bier!“
„Bier? Bier ist doch kein Element!“
„Doch, Herr Lehrer — wenn Vater Bier trinkt, jagt
Mutter immer: Jetzt ist er wieder in seinem Element!“
(Berlingske Tidende).

Gesetz und Rechtspflege.

Haftet die Reichsbahn für Unfälle auf dem Wege zum Zug?

Das Reichsgericht hatte sich vor kurzem mit einem interessanten Rechtsfall zu beschäftigen. Eine 73jährige Frau wollte im Dezember 1929 mit einem Personenzug abreisen. Sie wollte vor dem Bahnhofgebäude den Bahnsteig I überschreiten, um den Bahnsteig II zu erreichen, auf welchem der Zug bereits eingelaufen war. Beim Herabsteigen vom Bahnsteig I auf Gleis I stürzte sie und erlitt einen Oberschenkelbruch. Darauf verklagte sie die Reichsbahn auf Schadenersatz. Landgericht und Oberlandesgericht wiesen die Klage ab, aber das Reichsgericht verwies sie zurück. In den Gründen heißt es: Ein Betriebsunfall im Sinne des § 1 Reichshaftpflichtgesetz liegt nicht vor, denn es besteht kein innerer Zusammenhang des Unfalls mit dem Eisenbahnbetrieb eigenen Gefahren. Anders wäre es gewesen, wenn die Klägerin bewiesen hätte, daß sie und die anderen Reisenden, die den Zug benutzen wollten, sich in Eile befanden hätten, und daß die Folge dieser Eile der Unfall gewesen wäre. Dieser Beweis aber wurde nicht erbracht. Wenn auch bei Einfahrt des Zuges die Bahnsteigsperrre noch geschlossen und erst geöffnet worden ist, als der Zug gehalten hat, so sei doch nicht dargetan, daß die Reisenden sich geeilt hätten. Gedränge hatte nicht geherrscht. Es sei anzunehmen, daß die Klägerin bei dem Herabsteigen vom Bahnsteig nicht die genügende Aufmerksamkeit habe obwalten lassen. Auch aus dem Vertragsverhältnis der Parteien lasse sich die Ansprüche der Klägerin nicht rechtfertigen. Ein Verschulden der Reichsbahn sei nicht darin zu finden, daß weder eine Unterführung zu den Zügen vorhanden gewesen sei, noch ein Bohlenübergang in unmittelbarer Nähe der Unfallstelle. Das Fehlen beider Anlagen entspricht dem Zustand, wie er auf kleinen Bahnhöfen üblich ist. Das Berufungsgericht war der Ansicht, daß die Bewegung der Klägerin von der Bahnsteigsperrre zum Zug, also ihre die Beförderung vordrängende Tätigkeit, den Zusammenhang zu dem Betrieb nur dann hergestellt hätte, wenn infolge verspäteter Öffnung der Sperrre die Klägerin sich beeilen mußte. Das Berufungsgericht war der Ansicht, eine solche Eile der Reisenden sei nicht bewiesen. Aber die Berufungsinstanz irrt nach Ansicht des Reichsgericht, wenn es als entscheidend ansieht, ob die Klägerin auf dem Bahnsteig eilte. Die Gefahrenquelle des Eisenbahnbetriebes beschränkt sich nicht auf die etwaige Eile des Reisenden selbst. Das Berufungsgericht gibt vielmehr dem Begriff der Eile eine zu enge, äußerliche Auslegung, denn eine ausgesprochene Eile war bei der 73jährigen, kranken Frau überhaupt nicht zu erwarten. Es kommt vielmehr darauf an, ob die Sperrre Öffnung der Sperrre in der Klägerin das Gefühl erweckte, eilen zu müssen. Dabei brauchte diese Eile für Dritte objektiv nicht einmal wahrnehmbar zu sein. Diesen inneren Zusammenhang hatte das Berufungsgericht außer acht gelassen. Außerdem hätte das Gericht prüfen müssen, ob nicht das Fehlen eines Übergangs vom Bahnsteig I zum Bahnsteig II eine erhöhte Betriebsgefahr begründete.

Urteil vom 23. Februar 1932. 479/31 IX.

Genießt ein Beamter, der nebenberuflich Hausverwalter ist, den Schutz des Kündigungsschutzgesetzes?

Das Reichsarbeitsgericht hatte sich vor kurzer Zeit mit dieser Frage zu beschäftigen, und es hat sie dahingehend entschieden, daß dem Beamten dieser Schutz nicht zuzubilligen ist. In den Gründen heißt es, daß das Berufungsgericht es dahingestellt sein läßt, ob der Kläger die ihm übertragene Hausverwaltung zunächst nur im Rahmen seines Beamtenverhältnisses geführt hat. Die Anwendbarkeit des Kündigungsschutzgesetzes wird schon deshalb abgelehnt, weil der Kläger auf Grund seiner Beamtenzugehörigkeit versicherungsfrei gewesen ist und nicht unter das Versicherungsgesetz für Angestellte fällt. Aber selbst wenn man berücksichtigen will, daß der Kläger in den Ruhestand versetzt ist, sei ihm das Kündigungsschutzgesetz infolge seines Alters von über 60 Jahren nicht mehr zuzurechnen. Der vorliegende Rechtsstreit zwingt nicht zur nochmaligen Prüfung der Frage, ob das Kündigungsschutzgesetz nur solche Angestellte erfasst, die tatsächlich versicherungspflichtig sind. Der Kläger hat die Voraussetzungen des § 1 A. B. G. für eine der Versicherungspflicht unterliegende Beschäftigung nicht erfüllt. Um an sich versicherungspflichtig zu sein, muß der Kläger in einem Dienstverhältnis gegen Entgelt beschäftigt worden sein. Er muß, obwohl eine Eigenschaft als Arbeiter nicht genügen würde, immerhin doch noch Arbeitnehmer sein. Ein arbeitsrechtliches Verhältnis liegt aber nur vor, wenn ein persönlich und wirtschaftlich von dem Arbeitgeber abhängiger Dienstverpflichteter innerhalb des Rahmens eines privatrechtlichen Dienstvertrages nach dessen Bestimmung eine unselbständige Tätigkeit für den Dienstgeber auszuüben hat. Eine nur nebenberufliche Tätigkeit wird nur selten das für ein arbeitsvertragliches Dienstverhältnis notwendige Maß persönlicher und wirtschaftlicher Abhängigkeit des Dienstverpflichteten nicht besitzen, und die tatsächlichen Feststellungen des Berufungsgerichts ergeben, daß der Kläger dieses Maß von Abhängigkeit nicht erreicht hat. Solange er als Beamter noch im Dienst war, hatte er seine volle Arbeitskraft diesem Dienst widmen müssen. Deshalb war er nur in geringem Umfang und nur zu solcher Tätigkeit imstande, die keine besondere persönliche Bindung für ihn mit sich brachte. Die ihm nebenberuflich übertragene Verwaltung eines Hauses erforderte auch nur eine geringfügige Tätigkeit, die sich im wesentlichen auf die Einziehung und Abführung der Mieten und die Abrechnung beschränkte. Eine solche Tätigkeit konnte er nebenher erledigen, ohne dadurch in seiner Bewegungsfreiheit besonders eingeschränkt zu werden. Bei der geringfügigkeit der Vergütung brachte diese Tätigkeit ihn auch in keine wirtschaftliche Abhängigkeit gegenüber dem Beklagten. Die Vergütung fiel im Rahmen des gesamten Arbeitseinkommens des Klägers nicht irgendwie ins Gewicht. Sein Lebensunterhalt war vielmehr zunächst durch sein Gehalt, später durch sein Ruhegehalt stets gesichert, und die ihm für die Hausverwaltung gewährte Vergütung hat bis zuletzt noch kein Fünftel seines Ruhegehalts von monatlich 470 Mark ausgemacht.

Urteil des R. A. G. vom 2. März 1932. R. A. G. 518/1931 — „Das Arbeitsgericht“.

Ein eigenhändiges Testament muß Namensunterschrift tragen.

In einem Rechtsstreit kam folgende Tatsache zur Verhandlung: Eine Erblasserin hatte ihren letzten Wunsch in Form eines Briefes an ihre beiden Kinder gerichtet. Dieser Brief war nach dem Tode der Mutter im Nachlaß gefunden worden. Inhalt und Fassung dieses Schriftstückes gaben nun jedoch zu Zweifeln Anlaß, ob die Erblasserin mit diesem Brief eine bindende rechtsgeschäftliche Verfügung hatte treffen oder den Kindern nur Wünsche übermitteln wollte. Derartige Bedenken werden sich immer ergeben, wenn — wie in diesem Fall — der Verfasser des Briefes nicht mit seinem Namen unterschreibt, sondern — wie es beim Briefwechsel unter Verwandten üblich ist — mit der Bezeichnung des Verwandtschaftsverhältnisses, also in diesem Fall mit der Unterschrift „Eure Mutter“. Das Gericht entschied im vorliegenden Fall, daß ein gültiges Testament nicht vorliege, weil das Schreiben keine genügende Unterschrift aufwies. Nach § 2231 Abs. 2 BGB. ist eigenhändige Unterschrift des Erblassers Formerfordernis des privatrechtlichen Testaments. Was unter solcher Unterschrift zu verstehen ist, geht aus dem § 126 Abs. 1 BGB. hervor, wenn das Gesetz für ein Rechtsgeschäft schriftliche Form vorschreibt. In solchem Fall ist die Unterschrift einer Urkunde durch eigenhändige Namensunterschrift oder durch öffentlich beglaubigtes Handzeichen erforderlich. Im Testament schreibt § 2231 Abs. 2 die Unterschrift

nung durch eigenhändige Namensunterschrift vor. Wenn auch nicht ausnahmslos die Unterschrift mit dem Vornamen und Zunamen zu erforschen ist, vielmehr insbesondere bei Testamenten in Briefform unter gewissen Voraussetzungen die Unterschrift mit dem Vornamen genügen wird, so ist doch grundsätzlich an dem Erfordernis der Namensunterschrift in dem Sinne festzuhalten, daß Unterschriften, die überhaupt keinen Teil des Namens enthalten, nicht mehr als Unterschrift gelten können. Schriftstücke, unter denen sich der Schreiber als „Euer Vater“, oder wie in diesem Fall als „Eure treue Mutter“ bezeichnet, sind keine gültigen Testamente. Diese Ansicht wird auch im Schrifttum überwiegend vertreten. Ein Kommentar Herzfelders führt aus, wenn man bei Testamenten in Briefform die beim Briefwechsel unter nahen Verwandten übliche Art der Unterschrift mit dem Vornamen als ausreichend ansehe, so wäre es auch folgerichtig, Unterschriften, wie „Euer Vater“ gelten zu lassen, sofern aus dem übrigen Inhalt des Testaments klar erkennbar und der Brief ernstlich als Testament gedacht sei. Die Schlussfolgerung scheitert jedoch daran, daß in letzterem Fall überhaupt keine Namensunterschrift vorlag. Wenn Testamente in Briefform grundsätzlich anerkannt worden sind, so sind praktische Rücksichten maßgebend gewesen, die aber nicht dahin führen können, daß bei solchen Testamenten von dem Formerfordernis der Namensunterschrift völlig abgesehen wird.

Beschluß vom 2. November 1932; 30/31 4 B. Hamburg = RG. 134/308. (Jur. Wochenschrift.)

Muß das Gericht einen Zeugen ermitteln?

Eine prinzipielle Klärung der Frage, welche Anstrengungen das Gericht zur Ermittlung eines Zeugen machen muß, hat das Reichsgericht vorgenommen. Wenn ein Angeklagter einen der Person nach bestimmt bezeichneten Zeugen für eine bestimmt angegebene erhebliche Tatsache benennt, muß das Gericht — falls der derzeitige Aufenthalt des Zeugen nicht bekannt ist — die ihm zu Gebote stehenden Mittel für die Feststellung des Aufenthaltes des Zeugen einsetzen. In einer Hauptverhandlung vom 2. Dezember 1931 hatte ein Angeklagter die Vernehmung eines Zeugen zum Beweis dafür beantragt, daß nicht er, sondern der Zeuge die den Gegenstand der Klage bildende Handlung begangen hatte. Name, Abkunft und Geburtsort des Zeugen waren bekannt, aber der Zeuge hatte sich vom 25. September bis 3. Oktober unter falschem Namen in der Stadt aufgehalten. Er hatte sich zur Zeit der Tat — in der Nacht vom 2. zum 3. Oktober — in der Nähe des Tatortes befunden. Das Schwurgericht stellte die Beschlussfassung über den Antrag zurück und ordnete zunächst an, daß „soweit möglich, ein Auszug aus dem Strafregister über den Zeugen beschafft werden sollte“. Dies geschah. Außerdem holte die Staatsanwaltschaft durch Drahtnachricht die Akten einer auswärtigen Staatsanwaltschaft ein über ein Verfahren, das im Jahre 1931 gegen den Zeugen eingeleitet worden war. In der Hauptverhandlung wurde aus diesen Akten einiges vorgelesen. Das Gericht verkündete dann den Beschluss, den Antrag auf Vernehmung des Zeugen abzulehnen, weil die Tatsache, daß der Zeuge von zwei Anwaltschaften seit längerer Zeit ergebnislos gesucht werde, weitere Ermittlungen nach dem Aufenthalt des Zeugen keine Aussicht auf Erfolg bieten. Gegen diesen Beschluss legte der Angeklagte Verwahrung ein, und das Reichsgericht gab ihm recht, da die Grundfrage, die gegenüber dem Verlangen des Angeklagten nach einer Beweiserhebung einzuhalten sind, verlegt wurden. Wenn der Angeklagte einen der Person nach bestimmt bezeichneten Zeugen nennt, so liegt es dem Gericht ob, die ihm zu Gebote stehenden Mittel für die Feststellung des Aufenthaltes einzusetzen. Von einer Bemühung in dieser Richtung darf nur dann abgesehen werden, wenn ihre Fruchtlosigkeit zuverlässig zu erwarten ist. Dies mag bei der Entfernung eines Zeugen an einen unbekannten Ort des Auslandes zutreffen. Ist aber die Annahme begründet, daß der Zeuge mit wechselndem Aufenthalt in Inland umherzieht, hierbei keinen richtigen Namen gebraucht und bei den Polizeibehörden zur Anmeldung gelangt, so wird das Gericht seiner Pflicht nicht gerecht, wenn es jede eigene Tätigkeit zwecks Ermittlung des Aufenthaltes lediglich deshalb unterläßt, weil die Nachforschungen einer anderen Strafverfolgungsbehörde zwar den letzten, nur zwei Monate zurückliegenden, polizeilich festgelegten Aufenthalt des Zeugen vor Ablauf der zwei Monate zur Kenntnis der nachforschenden Behörde gebracht, aber nicht mehr ergeben habe.

2. Senat vom 25. Januar 1932 2 D. (Jur. Wochenschr.)

Rechts- und Steuerfragen.

Nur kleine Anfragen von allgemeinem Interesse werden hier — jedoch unter Ausschluss der Haftung — beantwortet.

Aussteuer.

Vor Ihrer Verheiratung (1925) haben Sie im elterlichen Haushalt gelebt und bei Ihrer Verheiratung haben Sie eine Aussteuer im Werte von circa 2000 M. erhalten. Ihre Ehe ist geschieden worden. Seit circa drei Jahren leben Sie wieder im elterlichen Haushalt und besorgen den ganzen aus sieben Personen bestehenden Hausstand gegen freie Wohnung und Beköstigung für Sie selbst und Ihre zwei Kinder. Ihr Vater hat Ihrem Verlangen, Ihnen für eine zweite von Ihnen beabsichtigte Eheschließung eine Wohnzimmereinrichtung zu beschaffen oder Ihnen das dazu erforderliche Geld zu geben, nicht entsprochen. Einen Anspruch auf Gewährung einer darin zu erblickenden zweiten Aussteuer haben Sie nicht, da Sie bereits vor Ihrer ersten Ehe eine Aussteuer erhalten haben. (§ 1622 BGB.).

Kaufauftrag.

Wenn ein Bekannter von Ihnen in Ihrem Auftrage und im eigenen Namen in einem Warenhaufe Sachen für Sie gekauft hat, so kann er von Ihnen ohne weiteres die Zahlungen, die er der Verkäuferin gegenüber geleistet hat, ersetzt verlangen. (§ 670 BGB.). Daß der Kaufvertrag mit der Verkäuferin auf den Namen des Bekannten abgeschlossen ist, ist unerheblich, da das Rechtsverhältnis zu Ihrem Bekannten sich nur nach dem Auftrage richtet und der Beauftragte Ersatz seiner Aufwendungen verlangen kann. Wir raten Ihnen daher zur Zahlung, da Sie sonst erwarten müssen, daß Ihr Bekannter gerichtlich durch Zahlungsbeehl oder Klage gegen Sie vorgeht. (P. B. Essen-R.)

Nachbarrecht.

Jeder Grundeigentümer darf nach Reichsrecht und nach Preussischem Recht Bäume in beliebigem Abstand von der Grenze pflanzen. Über die Baumarten und über die Höhe der dicht an einen Grenzsaun gepflanzten Bäume besteht keine gesetzliche Vorschrift. Der Nachbar hat auch grundsätzlich kein Recht auf Beseitigung eines an der Grenze stehenden Baumes, der mit seinen Zweigen und Wurzeln über die Grenze auf sein Grundstück hinüberragt. Er kann jedoch gemäß § 910 BGB. die hinüberdringenden Wurzeln des Baumes abschneiden und behalten. Das gleiche gilt für hinüberdringende Zweige, wenn der Eigentümer dem Besitzer des Nachbargrundstückes eine angemessene Frist zur Beseitigung der Zweige gesetzt hat und die Beseitigung nicht innerhalb der Frist erfolgt. Das Recht, Wurzeln und Zweige abzuschneiden und zu behalten, steht dem Eigentümer des Nachbargrundstückes jedoch dann nicht zu, wenn die Wurzeln und Zweige die Benutzung seines Grundstückes nicht beeinträchtigen. Einen besonderen Anspruch darauf, daß der Eigentümer des Baumes selbst die hinüberdringenden Zweige und Wurzeln beseitigt, hat der Nachbar nicht. Sie dürfen nicht den ganzen Tag auf Ihrem Grundstück jauchzen. Der Nachbar könnte dagegen im Wege der Klage vorgehen.

Unterhaltspflicht der Geschwister.

Nach § 1606 BGB. sind nur Verwandte in gerader Linie verpflichtet, einander Unterhalt zu gewähren, nicht aber Geschwister untereinander. Die Schwester Ihres Mannes hat deshalb keinen Anspruch auf Unterhalt gegen Ihren Ehemann. (L. B.)

Kündigung von Untermietverträgen.

Wenn Sie Ihre Wohnung tauschen wollen, können Sie Ihren Untermieter jederzeit mit gesetzlicher oder vereinbarter Kündigungsfrist kündigen. Untervermietete Räume unterliegen regelmäßig dem Mieterschutz nicht. Eine Ausnahme machen jedoch solche untervermieteten Räume, in welchen der Untermieter eine eigene Wirtschaft führt (§ 24 M. E. G.). Kennzeichen der eigenen Wirtschaft ist insbesondere, ob in den gemieteten Räumen eine Küche oder besonders hergerichtete Kochgelegenheit vorhanden ist, die von dem Untermieter mit Zustimmung des Hauptmieters ständig benutzt wird. (P. O. des Preussischen Volksbildungsministers vom 8. 2. 25.) Bei solchen Räumen mit eigener Wirtschaft ist eine Aufhebung des Mietverhältnisses nur bei Vorliegen der besonderen Gründe der §§ 2 bis 4a M. E. G., insbesondere wegen dringenden Eigenbedarfs, im Wege der Aufhebungsklage zulässig.

Pfändbarkeit von Lohn- und Rentenforderungen.

Wenn Sie in einer Privatklage zur Tragung der Kosten verurteilt sind, haften Sie der Staatskasse gegenüber auf Zahlung der Gerichtsgebühren und gerichtlichen Auslagen, jedoch ist bei einer Zwangsvollstreckung auch die Staatskasse an die allgemeinen Pfändbarkeitsbeschränkungen gebunden. Danach unterliegt Ihr Lohnanspruch, den Sie auf Grund Ihrer Tätigkeit als Wächter haben, nicht der Pfändung, weil er unter 165 Mark monatlich liegt (§ 1 der Lohnpfändungsverordnung vom 25. 6. 19). Ebenso kann Ihre Invalidenrente für den Kostenanspruch der Staatskasse nicht gepfändet werden (§ 117 der Reichsvollstreckungsordnung). (H. G.)

Namensänderung.

Die Änderung des Vornamens ist beim Amtsgericht des Wohnortes unter Einreichung der Geburtsurkunde und des Nachweises der Staatsangehörigkeit zu beantragen. Dem Antrag ist eine Begründung beizufügen, in welcher die tatsächlichen Verhältnisse, die die gewünschte Änderung rechtfertigen sollen, darzulegen sind. Für die Änderungen des Familiennamens gilt das gleiche. Die Gebühren betragen bei der Änderung von Familiennamen 10 bis 2000 Mark. Bei Änderung von Vornamen 5 bis 500 Mark. Die Höhe wird unter Berücksichtigung des Umstandes, der Schwierigkeiten und der Wichtigkeit der Sache für das bürgerliche Leben mit Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit des Antragstellers festgesetzt. (E. R.)

Einbürgerung.

Der Antrag auf Einbürgerung eines Ausländers ist gemäß § 155 des Preussischen Zuständigkeitsgesetzes bei dem Regierungspräsidenten zu stellen. Die Gebühr für die Erteilung der Einbürgerungsurkunde beträgt 500 M., kann jedoch bei Bedürftigkeit auf Antrag herabgesetzt oder ganz erlassen werden (Tar.-Stelle 72 der Preussischen Verwaltungsgebührenordnung vom 30. 12. 26/24. 7. 30). (D. W.)

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 207.

Sonntag, 31. Juli

1932.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(23. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Frau Gaedecke wird sich nicht so schnell von ihm trennen können“, erwiderte Frau Hollwed.

„Er wird schon noch kommen“, brummte ihr Mann. Die Nacht ist warm und schön, der Mond steigt bald über die Berge herauf, und uns eist es ebensowenig wie ihm.“

„Mir sagte er, er käme bestimmt bis zum Abendbrot zurück“, sprach Westhoff vor sich hin. „Zum Teufel! Jetzt ist es 11 Uhr vorbei. Ich warte nicht länger auf ihn. Gute Nacht!“ und er empfahl sich etwas unvermittelt.

„Der Herr Direktor ist nervös“, sagte Fräulein Feldmeier. Es klang fast schadenfroh. Kein Wunder, da Westhoff sie doch immer so kurz und unfreundlich anließ. Sie selbst bewahrte die schöne Ruhe eines reinen Gewissens.

Niemand hatte nach dem anstrengenden Tage mehr Lust, länger aufzubleiben. Man erhob sich, löschte die Lichter, ging ins Haus und schwakte noch ein wenig im Flur. Da kamen vom dunklen Obergeschoß her schwere, erregte Schritte, tappten auf der knarrenden Treppe — und dann stand Direktor Westhoff dort im Lichtkreis seiner eigenen Taschenlampe und stammelte mit wutverzerrtem Gesicht: „Möbius ist fort — mit seinem ganzen Gepäck ausgerückt. Er hat die Diamanten gestohlen.“

Frau Hollwed tat einen unterdrückten Schrei, Herr Reichenbach ließ vor Überraschung das Glas frischen Wassers fallen, das er dienstfertig seiner Gattin mitzubringen im Begriffe stand. Martin aber brach in Schmähsreden auf den schönen Mann aus, die zum ersten Male enthüllten, wieviel Groll sich in seinem Busen gegen ihn angesammelt hatte. Das Brautpaar, das man durch wiederholtes Zurufen endlich zur Heimkehr bewegt hatte, kam auch eben recht, um die Neuigkeit zu erfahren. Leider muß gesagt werden, daß Kurt sie mit grinsender Genugtuung entgegennahm und auch August statt weicherer Regungen nur Freude an der neuen Sensation zeigte. Guttrune allein war erschüttert. Die Zwiesprache im Walde und die dunklen Reden des schönen Botho standen unvergeßlich vor ihrer Seele. Obwohl sie sich ihres Versprechens erinnerte, nichts Schlimmes von ihm zu denken, zweifelte sie keinen Augenblick an seiner Schuld. Aber was war das für ein finsternes Verhängnis, das ihn zwang, Verbrechen zu begehen und sie, die strenges Stillschweigen gelobt hatte, in den Bann fürchterlicher Geheimnisse zog?

Am erregtesten war der Direktor. Seine bisher so wohlgenährte Ruhe, der Felsen, an dem die übrigen sich im Sturm ausgerichtet hatten, ließ ihn mit einem Male ganz und gar im Stich. Er stieß Drohungen und Verwünschungen aus und wollte um jeden Preis sofort in Biets Auto die Verfolgung des nach seiner Ansicht allein Schuldigen aufnehmen. Erst als Martin ihm seine eigenen Argumente entgegenhielt, welche ihm ein Aufschieben der Verfolgung noch vor wenigen Stunden hatten rätlich erscheinen lassen, befänstigte er sich einigermaßen, und da niemand mehr Lust zeigte, ihm weiter Gesellschaft zu leisten, suchte er endlich sein Zimmer auf,

in dem man ihn noch längere Zeit unruhig hin und her gehen hörte.

In tiefem Dunkel lag das Seehaus und auch seine Bewohner erfreuten sich nach den mancherlei Anstrengungen des Tages eines besonders festen Schlafes. Selbst Frau Hollwed, die sich vor Müdigkeit kaum mehr aufrecht erhielt, war nach kurzem Zwiesgespräch mit ihrem Manne eingeschlummert. Darum hörte und sah es niemand, daß Martin wieder die Treppe hinabstieg und sich noch draußen zu schaffen machte. Ihm war plötzlich eingefallen, daß noch ein Rätsel der Lösung harre — der Spuß, von dem Gina so anschaulich erzählt hatte. Vor vierundzwanzig Stunden noch hätte er jeden ausgelacht, der von Geistererscheinungen unter seinem Dache gefaselt hätte. Jetzt dachte er anders darüber. Warum sollten in diesem verdammten Haus nicht noch mehr geheimnisvolle Dinge vor sich gehen? Der Spuß war vielleicht ein handfestes Stück Fleisch und Bein, mit dessen Hilfe sich auch das Rätsel des Diebstahls lösen ließ. Man mußte ihn nur zur rechten Stunde überraschen; also beschloß er, genau acht zu geben, und kauerte sich ins Ufergebüsch nachdem er vorher leise, leise eine Leiter an der Wand unterhalb des verdächtigen schmalen Fensters angelehnt hatte. Eine geraume Weile blieb alles dunkel und still. Schon fingen in der unbequemen Stellung seine Knie zu schmerzen an; vorsichtig veränderte er seine Lage. Da — wahrhaftig — erhellte sich das längliche Bieder in der finsternen Wand mit einem trüben Schein, der sich erst zu bewegen schien, dann aber an Stetigkeit zunahm und gleichmäßig weit in die Nacht hinausdrang. „Hab ich dich“, dachte Martin, richtete sich vorsichtig auf und war mit wenigen langen Schritten am Fuße der Leiter, ihre Standfestigkeit nochmals prüfend. Dann kletterte er rasch und leise empor, denn Furcht kannte er nicht. Nur für alle Fälle umklammerte seine Rechte den kleinen Revolver, den er eingesteckt hatte. Durch das Fenster aus Milchglas konnte er freilich nichts sehen, vernahm aber deutlich das Knarren eines Dielenbrettes, das Einschnappen eines Schlosses. Eben wollte er das Fenster einschlagen und, wie sich's für die Lage schickte, „Hände hoch!“ rufen — da vernahm er hinter sich Geräusche wie von leisen, aber eiligen Schritten — er hielt ein, lauschte mit angehaltenem Atem — und hörte nun seinerseits zu seinem allergrößten Erstaunen durch die Stille der Nacht in seiner nächsten Nähe dieselben Worte „Hände hoch!“, die sich ganz offenbar an seine eigene Adresse richteten. Zuerst sah er gar nichts, als er die Augen von dem erhellten Fenster weg in den stockfinsternen Garten hinaus richtete. Dann blickte unten eine Taschenlampe auf und enthüllte ihm sekundenlang drei uniformierte und bewaffnete Gestalten. Hierauf aber traf ihn selber der Lichtkegel des Scheinwerfers und blendete ihn schmerzhaft. „Was wollen Sie hier?“ fragte er wütend über die Störung im entscheidenden Augenblick.

„Machen Sie, daß Sie herunterkommen!“ antwortete

von unten eine barsche Stimme. In derselben Sekunde erlosch in der Kammer das Licht. Hier oben war also nichts mehr auszurichten. Martin stieg daher die Leiter herab und sah nun vor sich drei völlig unbekannte Polizisten. „Zum Teufel!“ schimpfte er, „was fällt Ihnen ein? Ich bin hier auf meinem eigenen Besitz und werde wohl nach dem Rechten sehen dürfen.“

„Geben Sie gutwillig den Revolver her!“ forderte ihn statt aller Antwort der als Wachtmeister Gekennzeichnete auf, und zugleich richteten sich die Läufe der Dienstwaffen in den Händen der zwei jüngeren Gendarmen drohend auf seine Brust. Was blieb ihm anders übrig? „So — und jetzt gehen Sie sofort mit uns!“

„Wer? Ich?“ Martin blieb wie angewurzelt stehen. „Ich bin der Herr dieses Hauses.“

„Warum wollten Sie dann beim Fenster hineinsteigen? Haben Sie vielleicht keinen Haus Schlüssel? Und wozu brauchen Sie ein Schießessen, wenn Sie bloß vom Wirtshaus heimkommen? Nein, nein, Herr, das gibt's nicht. Das hat sich grad gut getroffen. Da haben wir wenigstens nicht ganz umsonst bei der Nacht die Streife gemacht“, schloß mit zufriednem Nicken gegen seine Genossen der neue Wachtmeister, dessen Dienstkeifer Martin noch am Nachmittage so warm gepriesen hatte.

Er suchte ihm die Lage auseinanderzusetzen. „Sie sind erst ein paar Tage hier im Dienst, das weiß ich, also kann Ihnen ja ein Irrtum passieren. Aber da drüben in Bichelberg kennt mich jedes Kind.“

„Da brauchen wir die Bichelberger gar nicht, da fragen wir einfach gleich hier im Hause an, da werden wir gleich erfahren, wer Sie sind.“ Und der Herr Wachtmeister, mit der Lampe den Weg vor sich her beleuchtend, schritt der Eingangsseite zu.

Jetzt, nachts um ein Uhr, noch einmal das Haus alarmieren, nach allem, was bereits vorgefallen? Nein, das ging nicht. Die arme Frau brauchte ihre Nachtruhe, Piet konnte wahrhaftig der Schlag treffen, wenn man ihn noch unnötig erschreckte, und Reichenbachs hatten gerade genug zweifelhafte Eindrücke von dem Hollweischen Milieu bekommen. „Ins Haus lasse ich Sie jetzt keinesfalls; lieber gehe ich schon mit nach Bichelberg und lasse mich einsperren“, sagte er entschlossen. „Sie werden ja dann sehen, daß Sie sich geirrt haben.“

Nach kurzer Überlegung erklärte sich der Wachtmeister einverstanden. Er riskierte ja nichts, wenn er den Arrestanten gleich unbesehen mitnahm. Wenn es sich herausstellen sollte, daß er unschuldig war, so konnte man es ihm, dem Herrn Wachtmeister, auch nicht verdenken, daß er angesichts so vieler Spitzbüberei, der auf die Spur zu kommen er fest entschlossen war, einmal daneben gegriffen hatte. Also trat man selbst — der entwaffnete Herr des Seehauses in der Mitte — den Abmarsch an.

Früh am nächsten Morgen durchmaß der gewaltige Direktor Westhoff gleich einem gefangenen Eisbären zum zehnten Male das kleine Stüd Wegs, das sich zwischen Weidengebüsch verborgen, am Seeufer hinzog. Fräulein Feldmeier, die hartnäckig mit ihm Schritt hielt, weidete sich an der Unruhe seines Herzens. Es verlangte sie dabei vorerst nach keinem weiteren Gespräch, sie hatte vollauf genug an den halblauten Worten, die er vor sich hinhurmelte, obwohl sie gar nicht an ihre Adresse gerichtet waren, sondern ganz offensichtlich das Verschwinden des schönen Möbius einerseits und das der Diamanten andererseits zum Gegenstand hatten. Als sie sich daraus so viel Lapsal gezogen, daß sie wie ein gutgetränkter Schwamm nicht mehr aufzunehmen vermochte, blieb sie stehen. „Sind Sie endlich so weit, daß Sie Ihren Fehler einsehen?“ begann sie unbarmherzig. „Wie oft habe ich Ihnen gesagt, ja, Sie gebeten, mich machen zu lassen. Aber nein. Auf mich wollten Sie nicht hören. Ich sollte ja bescheiden im Hintergrund bleiben. Für mich waren immer nur die undankbaren Rollen da.“

„Und recht hab ich damit gehabt. Eine Person wie Sie, die sich immer nach vorn drängt, immer alles besser wissen will! Wenn man Sie hört, sollte man meinen, Sie und nicht ich seien die Seele des Konzerns. Aber was hilft mir das ganze Gerede, die Katz ist aus dem Sack, das glatte Geschäft Effig!“

„Ich hab Sie gewarnt: Trauen Sie dem Möbius nicht! Gescheite Leute meinen immer, sie könnten alles berechnen. Ja, wenn sie mit ihresgleichen zu tun haben. Aber bei den Dummen stimmt das Exempel nicht; die tun plötzlich was ganz Unerwartetes. Daß Möbius gestürzt ist, war natürlich Blödsinn von ihm. Sie brauchen mir gar nicht zu erzählen, daß er nicht weit kommt. Aber haben Sie damit schon die Steine wieder, he? Ich weiß schon, Ihr Arm reicht weit. Aber wenn ihm nun bald was passiert, wie damals dem Ede, wer garantiert Ihnen, daß er die Dinger nicht doch noch vorher verknoppt hat oder daß die Polizei zu früh zur Stelle ist, sie findet und dem Alten zurückbringt? Mit Erbsparnissen werden Sie wenig Glück haben.“

„Herrgott, so halten Sie doch endlich den Mund!“ fuhr Westhoff wütend los. „Krieg ich von dem Geknassel die Steine wieder? So geistig sind Sie auch nicht, daß Sie sie herschaffen.“

Mit dem bescheidenen Fräulein ging eine merkwürdige Veränderung vor. Sie schien um ein ganzes Stück zu wachsen und nahm eine herausfordernde Haltung an. „Na, und wenn?“

Mürrisch stapfte Westhoff weiter. „Reden Sie keine Schwachheiten!“

Die Augen des Fräuleins funkelten siegesgewiß. „Ich weiß, was ich sage und wo die Steine sind.“

Diesmal schnappte Westhoff zu wie ein vorsichtiger alter Karpfen, der dem fetten Wurm auf die Länge doch nicht widerstehen kann. „Menschenkind, schnell, so red' doch bloß...“

Die Graue ließ ihn an der Angel zappeln. „Ja, damit Sie hingehen können, sie holen und mich mit einem Tritt verabschieden. So macht's Mathilde Feldmeier nicht, diesmal nicht mehr, mein Engel. Was bekomme ich, wenn ich sie dir verschaffe?“

Westhoff war stark im Kopfrechnen und kannte genau den Stand seiner verschiedenen Guthaben. „Zehn Tausend!“

„Nicht zu machen.“

„Zwanzig!“

„Hören Sie, mein Lieber, das führt zu gar nichts. Ich hab' selbst mein Erspartes und könnte mich, wenn ich wollte, ins Privatleben zurückziehen. Aber ich mag nicht, ich will meine Fähigkeiten entsprechend verwerten. Nehmen Sie mich als Teilhaberin auf und das Geschäft ist perfekt.“

„Teilhaberin? Sie sind verrückt. Was würden die anderen Herren dazu sagen?“

Mathilde Feldmeier rückte näher, schob vertraulich den Arm unter den des Direktors, der sich vergeblich zu entwinden suchte. „Ich würde es mal überlegen, Dieter. Aber wenn es nicht geht — Frau Direktor Westhoff hieße ich wohl gern; meine Treue hast du genügend erprobt, los wirst du mich auch nicht, und bis du eine andere Braut findest, die dir als Mitgift einen Sack voll Diamanten auf den Tisch zählt, kannst du lange suchen.“

Es war gesunde Logik in dieser Rede, das sah auch Westhoff ein. Aber vorsichtig fragte er zuerst: „... und du weißt wirklich, wo sie sind?“

„Wo ich sie doch selbst geklaut habe!“ erwiderte Fräulein Feldmeier und errötete in edlem Stolz.

„Mädchen!“ rief der hingerissene Direktor und packte sie an beiden Schultern. „Du hast...? Wahrhaftig? Da — das ist wirklich — Das verdient Belohnung. Ich wäre imstande...! Also, wenn du sie hast und wenn du sie mir übergibst, dann will ich Hans heißen, wenn ich dich nicht heirate.“ Und er hielt ihr begehrtlich die Rechte entgegen. Aber freilich waren es vorerst nicht die Steine, sondern des Fräuleins schlafte und energische Finger, die sich hineinlegten.

„Gut, ist abgemacht“, sagte die Dame. „Ich kriege dich, du kriegst die Ware. Und dann fahren wir gleich in die Stadt und bestellen das Aufgebot.“

(Fortsetzung folgt).

Ein ganz Raffinierter.

Von Theodor Wlad.

Wunderbar so ein Samstagnachmittag: kein Bürodienst, kein Ärger mit dem Publikum, nichts dergleichen. Behaglich schlürfte der Herr Steuersekretär Anton Lichtl seinen Kaffee und rauchte dazu seine Virginia. Und dazu noch heute abend der Stammtisch und der Sonntagmorgen mit Auschlafen. Anton Lichtl war wunschlos, reiflos munschlos.

„Na, Alte“, begann er freundlich zu seiner Frau, die mit dem Stopfen seiner wollenen Socken beschäftigt war. „Was schaust denn a so? Wo fehlt's denn?“ Er hatte die vorwurfsvollen Blicke bemerkt, die sie ihm immer wieder zuwarf, seit er sich die Zigarre angezündet hatte.

„Was i schau und was mir fehlt?“ erwiderte die Gattin spitz. „Das weißt du ganz genau!“

„I?“ fragte er ganz verwundert.

„Frei! du. Als obs du nicht weißt, daß das Rauchen in dene teuren Zeiten a Sünd und a Verschwendung ist. Und dös no grad jetzt, wos dir von deinem Gehalt zwanzig Mark abziehen.“

Lichtl zuckte die Achseln. „Da kannst nix machen. Aber wegen dene zwanzig Mark...“

In ihrem hageren, faltigen Gesicht bligte es auf.

„I mein halt nur“, sagte er begütigend hinzu, um dem drohenden Ausbruch zuvor zu kommen. „Frei! i geb scho zu: Zwanzig Mark san zwanzig Mark. Aber dös seh i nei ein. Die paar Zigarren, wo i rauch...“

„Kosten an Hausen Geld“, ergänzte sie energisch. „Und wenn iß dazu noch die sechs Mark für deinen Stammtisch im Monat rechne... nein, nein“, die Frau Steuersekretär begann sich zu ereifern. „Dös geht sei nimmer so weiter. Da muß Schlupf sein. Von mir aus holst dir deine sechs Mark, woher du magst. Vom Wirtschaftsgeld geb i keinen Pfennig mehr her. I weiß eh nimmer, wo i alles herschaffen soll...“

„Nimm halt auch amal a paar Markln von deine Zinsen“, wagte er bescheiden einzuwenden. „Wozu hast du denn deine Pfandbrief?“

„Die san für die Resi und ihren Buben. Die rührt i net an.“

„Weils der Herr Schwiegersohn mit seiner Fabrik und Villa gar so notwendig hat.“

„Das verstehst du nicht. Die Zeiten san schlecht und wer weiß, was no kommt. Heutzutage muß mer sei Zeug zusammenhalten“. Und sie packte die Socken zusammen und erhob sich. „I geh jetzt einholen. Daß du sei dableibst, bis i zurückkomm. Ich hab's Hinterzimmer zum Vermieten ausgeschrieben. Es könnt wer kommen. — Und daß du's weißt“, wandte sie sich noch einmal im Gehen um, „dreißig Mark mit Licht, Bedienung und Frühstück“. Folgsam blieb Anton Lichtl zurück. „O mei, diese Weibsbilder! Nix wie sparen und alleweil sparen! Und nix tuns ein vergönnen“, brummte er vor sich hin und begann ernstlich über die Stammtischfrage nachzudenken. Da gabs nix. Die sechs Mark mußten her. Aber wie? — Das wäre doch zum Teufelholen. Und Lichtl sann nach. — Endlich eine Idee. Was brauchte er eine Trambahnkarte? Konnte er nicht die zwanzig Minuten zu Fuß gehen? Allerdings, vier mal im Tag waren 80 Minuten. Immerhin — der Doktor hatte ihm ein bis zwei Stunden Spazierengehen dringend empfohlen, schon wegen der Korpulenz, und die Nerven. — Viermal im Tag. — Lichtl kratzte sich bedenklich den Kopf und verzog das Gesicht. Da riß ihn die Klingel aus seinen Gedanken. Ungnädig schlurste er in seinen Pantinen zur Tür und öffnete. Eine sehr felseche junge Dame stand vor ihm.

„Ich komme wegen des Zimmers.“

„So so, wegen dem Zimmer. — Ja, da kommens nur rein... so, da... bitte...“ Sapristi, war das Madel gut beiinander! „Groß is ja net, des Zimmer, aber freundlich, gelt?“

„Sehr nett!“ meinte die junge Dame. „Und diese reizende Aussicht in den englischen Garten... Was soll es denn kosten?“

„Ja, wissens“, kam es zögernd von Lichtls Lippen und ein Gedanke tauchte in ihm auf. Und dieser Gedanke ersähte ihn und ließ ihn nicht mehr los. „Es ist halt wegen der Aussicht... wissens... dös gibts net alle Tag... und deswegen mein i halt... na, i sag wies is... 36 Mark.“

„36 Mark“, lachte das junge Mädchen. „Wie uffig, ausgerechnet 36 Mark?“ Er wurde verlegen. „Ja wissens, dreißig Mark san für Zimmer mit Licht und sechs Mark san halt so für die Arbeit und die Auslagen von der Frau.“

„Ach so, ich verstehe... für Bedienung. Schön, ich bin einverstanden. Hier, bitte, ist gleich die Miete für den ersten Monat.“ „Schon recht“, murmelte Lichtl und steckte das Geld mit einem listigen Blinzeln hinter seiner Hornbrille

ein. Er fühlte sich. Wie raffiniert er das gemacht hatte! Also lieferte er seiner Frau nur dreißig Mark ab.

„Wie ma nur grad so a Weibsbild ins Haus nehma kann, a so a leichtsinnige Person. Dös is ja ane vom Theater.“

„Aber Alte, geh...“

„Sei stad. Meinst vielleicht, ich kenn di net. A liebs Gschau hats halt... grad giften könnt i mi.“ So etwa äußerte sich Frau Lichtl in den ersten Tagen über die neue Mieterin. Dann steckte sie mit einem Male um.

„Eine sympathische Person“, hieß es nun, „ein nettes Madl. Dös hätt i sei nicht geglaubt. Hats ma doch heut scho wieder a Karten fürs Theater bracht.“

„So, so, heut scho wieder. Wirklich eine sehr sympathische Person“, dachte Lichtl und war zufrieden. Denn da konnte er unbedenklich heute wieder zum Taroden gehen. Und trotzdem hatte er schwere Sorgen. Wie sollte das nur alles am nächsten Ersten werden. Woher die sechs Mark nehmen, wenn seine Alte das nächste Mal die Miete einlassierte? Sollte er wahrhaftig auf die Trambahnkarte verzichten müssen? Und erst der Krach mit seiner Alten, wenn sie die Geschichte mit den sechs Mark in Erfahrung bringen würde. — Aber nicht nur Anton Lichtl, sondern auch Frau Lichtl hatte Sorgen. Denn das Theatergehen kostete viel Geld: Trambahn, Garderobe, Theaterzettel... Die kleinen Auslagen häuften sich und am Schluß des Monats endete die sparsame Hausfrau, daß sie für diese Zwecke bereits annähernd sechs Mark geopfert hatte. Das konnte so nicht weitergehen. Aber was tun? Die neue Mieterin steigern? Peinlich. Aber was halbs? Am Ende war ja die Kleine eine so nette sympathische Person. — Und darum suchte Frau Lichtl die Schauspielerin in ihrem Zimmer auf.

„Verzeihen Sie“, kam es etwas schüchtern, „aber ich wollte... nein... würde...“

„O, das ich recht, daß Sie kommen“, unterbrach das junge Mädchen. „Da kann ich Ihnen gleich die Miete bezahlen.“

„Aber das eist doch nicht...“

„Doch, doch. Hier, bitte, sind 36 Mark.“

„36 Mark?“ Frau Lichtl machte ein fürchtbar dummes Gesicht. „36 Mark? Wie? Woher konnte die Schauspielerin nur wissen? War sie Hellseherin? Konnte sie Gedanken lesen?“

„Stimmt etwas nicht?“ meinte die Künstlerin. „Dreißig Mark Miete und sechs Mark für Ihre Auslagen. Nicht wahr?“

„Ja, ja, es ist alles in Ordnung“, flammelte die andere noch ganz verwirrt und nahm das Geld an sich.

„A noble Person, a noble. Alles was recht ist“, sagte sie zu ihrem Mann und erzählte.

Ein Stein fiel ihm vom Herzen. So ein Duse! Und er warf sich in die Brust.

„A noble Person“, meinte er wegwerfend. „Geh laß mi aus. Wo ichs ihr glagt hab, daß no a paar Markln drauf legen soll zwegen deiner Auslagen und deiner Arbeit.“

„Dus hättst ihr das gesagt?“

„Frei! i. Wer denn sonst? Erst vor a paar Tag hab ichs ihr gesagt. I hab mir halt denkt, weißt... die ungewohnte Arbeit...“ Frau Lichtl war gerührt. Daß ihr Anton a ganz Raffinierter war, darauf kam sie nicht. Und so kämpfte sie einen schweren Kampf mit sich und so besiegte sie sich schließlich selbst und gab ihrem Alten wieder die sechs Mark für den Stammtisch aus der Wirtschaftskasse. Für sich selbst aber holte sie das Geld mit einem Seufzer von der Bank.

Der schwarze Panther.

Erzählt von G. W. Brandstetter.

Fünf Mann saßen um den Tisch. Sie waren hier aus fast ebenso vielen Weltteilen zusammengelommen, und vier von ihnen hatten schon ihre Abenteuer erzählt. Alles haarsträubende Jagdgeschichten, in denen sie die Hauptrolle spielten und erstaunliche Taten verrichtet hatten.

Jetzt war der Fünfte an der Reihe. Der hatte sein halbes Leben in Hinterindien verbracht, und an Stoff konnte es ihm also nicht fehlen. Dennoch sagte er: „Mir bleibt eigentlich nichts mehr zu erzählen; denn was die Herren erlebt haben, war viel zu spannend, um mit meinen bescheidenen kleinen Abenteuern verglichen zu werden. Aber wir haben so viele Beispiele von großem Mut gehört, daß es vielleicht nicht ganz uninteressant ist, von einem Menschen zu erzählen, der sich einmal ganz jämmerlich gefürchtet hat.“

Ich sah damals drüben auf meiner Pflanzung in den Malaienstaaten, und soweit ich sehen konnte, war Wasser. Denn wir hatten eine Meeresüberschwemmung und hielten ein paar Wochen mit unseren Konserven und ein paar Fühnern allein in unserem hochgelegenen Haus, langweilten uns gründlich, meine Frau und ich. Schade, daß wir die Fitterwochen schon hinter uns hatten! Aber endlich verlief sich auch das Wasser, und sobald die

Strasse benutzt werden konnte, warfen wir uns ausgehungert in unseren Wagen, um zu dem einige fünfzig Kilometer entfernten Heim des Europäerklubs zu fahren, weil wir seit Wochen keinen Weizen zu Gesicht bekommen hatten und nichts von der Außenwelt wußten. Im Klub saßen wir nun einen halben Tag lang über alten Zeitungen, tauschten unsere Meinungen mit den Nachbarn aus — was man dort einen weißen Nachbarn nennt — und erfuhren unter anderem auch, daß seit einiger Zeit ein schwarzer Panther in der Gegend sein Unwesen treibe. Erst ein paar Tage vorher hatte er einen Malaien zerrissen. Schließlich sagte man uns noch, eine Pflanzung — etwa fünfzehn Kilometer von meinem Hause entfernt, habe einen neuen Herrn erhalten, einen Italiener.

Es war schon dunkel, als wir heimwärts fuhren. In unserem durch die vielen Eindrücke des Tages ermüdeten Köpfen spukte noch die Geschichte vom schwarzen Panther. Schließlich sprach ich zu meiner Frau davon, wie dieses Tier nicht aus Hunger, sondern aus reiner Mordlust töte. Ich malte den Teufel damit an die Wand!

Wir mußten durch einen Hohlweg fahren. Plötzlich sah ich, gegen den Nachthimmel abgezeichnet, auf der einen Böschung die Umrisse eines Panthers. Er stand nur ein paar Meter entfernt. Ich gab Gas. Doch im nächsten Augenblick spürte ich einen Hieb auf meinen Tropenhelm, daß mir die Funken aus den Augen sprangen. Ich dachte, alles wäre zu Ende. Doch dann merkte ich, daß ich noch lebte, denn meine Frau hatte ihre Arme um meinen Hals geschlungen und zitterte: „Fahr zu, fahr zu!“

Kurz darauf waren wir zu Hause und besahen uns den Schaden. Der Panther, dem vielleicht nur daran gelegen war, über den Hohlweg zu springen, hatte mir dabei mit einer Taste den Tropenhelm zerlegt. Der Tod war haarscharf an uns vorbeigelaufen. Schwarze Panther waren jetzt meine Todfeinde.

Ein paar Tage später fiel mir ein, meinen neuen Nachbarn, den Italiener, zu besuchen. Ich ritt allein hinüber. Ein malaiischer Diener empfing mich, bat um Entschuldigung, daß der Herr und die Frau im Augenblick nicht zu Hause waren. Wenn ich aber warten wollte ... In einer Stunde würden sie zurück sein.

Ich blieb also. Denn draußen war eine Hölle, und ich hatte keine Lust mehr, am hellen Tage den qualvollen Heimritt anzutreten. Ich setzte mich nach etwas Abkühlung und war froh, als der Malaie mich in das Geschäftszimmer der Pflanzung führte, wo Ventilatoren sich redliche Mühe gaben, die brütende Hitze ein wenig zu mildern.

Erschöpft fiel ich in einen Lehnstuhl. Das Zimmer lag im Halbdunkel, weil die Läden geschlossen waren. Am Fenster sah ich einen Tisch. Ich warf meinen Hut darauf und — fuhr zusammen. Denn unter dem Tisch hervor drang wütendes Fauchen. In der nächsten Sekunde sah ich ein Paar leuchtende grüne Augen, sah ich die Umrisse eines schwarzen Panthers!

Ich atmete nicht mehr. Ich starrte nur unter den Tisch, und mein Hirn war plötzlich leer, wie ausgeschaltet. Ich sah nur den Tod dort unten, der darauf wartete, daß ich aufschloß und zur Türe stürzte. Denn dann riß er mich mit einem Sprung nieder.

Dann rührte ich mich doch. Ich faßte mir mit der Hand an den Hals, als wollte ich ihn vor den Zähnen schützen, die ihn im nächsten Augenblick zerreißten mußten. Ich preßte meinen Kopf zwischen die Hände, als könnte ich dadurch verhindern, daß der Panther mit einem Prankenhieb meinen Schädel zerknüllte. Ich ...

Da kroch das Tier unter dem Tisch hervor. Geduckt schlich es langsam über den Boden, blieb gerade zwischen mir und der Türe liegen, segte mit dem Schweif den Staub zur Seite, fauchte leise und blickte mich mit seinen teuflischen grünen Augen. Ich sah regungslos, wie in der Hypnose.

Dann hörte ich draußen Schritte. Sporen klirrten über den festgestampften Hof. Der Italiener kam. „Im Geschäftszimmer sitzt er?“ hörte ich ihn fragen. „Ja“, antwortete der Malaie. Ja, er kam auf die Türe zu, hinter welcher der Tod lauerte.

Ich mußte ihn warnen. Es war meine Pflicht: „Bleib draußen! Hier liegt der Tod!“

Ich sagte nichts. Rührte mich nicht. Denn die Angst schnürte mir die Kehle zu. Ich war ein erbärmlicher Feigling, ein Verräter, der seinen Mitmenschen in den Tod laufen ließ, weil eine winzige Aussicht winkte, daß ich dadurch mein Leben rettete. Ich sagte nichts. Die Türe ging auf.

Ein kleiner dunkelhaariger Italiener trat ein, bot mir freundlich die Hand, sah nichts vom Tod, der sich unhörbar aufgerichtet hatte, jederzeit zum Sprung bereit.

Ich konnte mich nicht rühren. Die Angst lähmte mich. Ich starrte nur auf den schwarzen Panther.

Jetzt mußte er springen. Ich Feigling hatte den Italiener auf dem Gewissen.

Da schien der Pflanzler meinen entsetzten Blick zu sehen. Er folgte ihm, sah den Panther ...

Jetzt.

Der Mann war verrückt. Er gab dem Panther einen Fußtritt: „Marsch, unter den Tisch!“

Das Tier gehorchte, fauchte gereizt, lauerte unter dem Tisch zusammen.

Ich wachte aus der Erstarrung auf. „Ganz harmlos“, hörte ich den Italiener sagen. „Habe ihn zum Waghund abgerichtet. Der Malaie hätte Ihnen Abscheu sagen müssen, dieser Fasel!“ Er wollte mir die Hand geben.

Ich ging an dem Italiener vorüber. Stieg aufs Pferd, ritt fort. Ich hatte dem Mann nichts mehr abzubitten. Wir waren quitt.“

Das neue Gesicht.

Von Julius Kreis.

Ein Abteil in einem Eisenbahnwagen ist immerhin für einige Stunden eine Schicksalsgemeinschaft. Die da fahren, können sich vielleicht nicht auskennen, der choleriche Bange beispielsweise haßt ohne Grund den sanguinischen Dicken, der wiederum kann das Fräulein nicht leiden, das da in einer anthroposophischen Zeitschrift blättert und diese dann wieder verachtet eine Frau, die zermatschte Birnen aus ihrem Koffer angest und mit Appetit verspeist.

Aber eine Minute lang ist ein Kontakt zwischen allen im Raum hergestellt: An der Haltestelle steigt ein neuer Fahrgast ein. Dieses neue Gesicht verbindet alle bereits Anwesenden zu einer Front. Ein einziges Band umschlingt sie: Wir sind die Alten, die Eingeweihten, die Rechtswahrer, wir sind schon länger da, als Sie, neues Gesicht!

Das neue Gesicht ist je nach Temperament verlegen, schüchtern, wirbt um Sympathie oder ist übertrieben forsch, kampfbereit, hat die Hand am Schwert. Denn es fühlt die Front der bereits Da-Seienden. Noch ehe der Zug rollt, hat den „Neuen“ diese Front aufgenommen. Er ist assimiliert worden. Steigt bei der nächsten Haltestelle ein neues Gesicht ein, so bligen ihm die Augen des jüngsten Raummittgliedes am alleingesehesten entgegen.

Jeder kennt das: Die Verlegenheit, als „Neuer“ zu einer Gruppe von Menschen zu kommen. Schon in der Schule war man als „Neues Gesicht“ für die anderen Buben, die „Altsitzer“, ein Objekt mißtrauischer, wenn nicht feindseliger Beachtung. Jede Gesellschaft wehrt sich im Augenblick gegen einen Zuwachs. Du neues Gesicht am Wirtstisch im Sommerfrischhaus, du zulezt erscheinender beim Zinfuhrtee, du neuer Mann im Büro, sei bescheiden! Du mußt erst auf dem Alter dieser Menschengruppe, in die du kommst, ein Stück deiner Zeit opfern: Eine Minute, einen Tag, ein Monat ein Jahr — vielleicht dein ganzes Leben!

In der Südsee soll es vorkommen, daß das „Neue Gesicht“ von der Gemeinschaft der alten Gesichter stehenden Fußes verzehrt wird; denn das Gesetz der Trägheit klebt von vornherein, also in den ersten Augenblicken keine Veränderung der Umgebung und wilde Insulaner folgen hier radikal den Naturgesetzen. Auch an gewissen Tischen von Gasthäusern ist das „Neue Gesicht“ nur durch eine allzu bindende zivilisatorische Geseggebung vor einschneidenden Maßnahmen bewahrt.

Nicht selten tun sich „Neue Gesichter“ zu einer Altienge-meinschaft zusammen und betreten den Raum der Altsitzer wie siegreiche Bandolen. Die Altsitzer müssen dann mit stummem Grimm das Gefühl entbehren, großmütige Duldner zu sein. Aber auch hier noch triumphiert ein letzter Rest des: „Wir waren schon vor euch da!“

Wie viel Mut gehört dazu, allein durch einen Raum voll fremder Menschen zu gehen! Hier: Dieser Herr hat Löwen gesagt und mit Haifischen gekämpft, Wüstenräuber besiegt und Sultansfrauen entführt. Aber sehen Sie nur, wie er jetzt durch das kleine Kaffeehaus geht, ausgesetzt den Blicken von drei Duzend „Altsitzern“. Er weiß nicht, wohin er die Hände tun soll, sein Gesicht wird geradezu hochmütig dumm vor Verlegenheit, seine Bewegungen sind fahrig und unsicher. — Und hier der große Gelehrte, der das sensationelle Werk geschrieben hat: „Es gibt keine Hemmungen“ — er stolpert vor Unbehagen über den Regenschirm und läßt den Hut aus der Hand fallen. Sogar der große Sänger muß in diesem kleinen Café Bühnenschritt und Augenblicke einskalten, um über die ersten Momente wegzukommen; denn der kleinste Steppke, der bereits sitzt, ist ihm im Raum überlegen, hat hundert Menschen hinter sich, die mit ihm verbunden sind gegen das „Neue Gesicht.“

Nur die hübsche Dame in dem neuen Chiffonsommerkleid, die jetzt herein schwebt, meistert den Raum. Für sie sind die Momente des „Aufstretens“ Lederbissen. Sie dreht sich und wendet sich und schlürft die glänzenden Blicke der Männer und die giftigen der Frauen wie einen köstlichen, anregenden Likör; sie hat keine Löwen geschossen und kein Buch geschrieben, aber sie ist eine hübsche Frau und ihr gegenüber werden alle alten Gesichter neue Gesichter.